

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

Herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr.Dr.Dr. **Hilarion G. Petzold**, Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris

In Verbindung mit:

Dr.med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr.med. **Anton Leitner**, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr.phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Hanspeter Müller**, Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

© *FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.*

www.fpi-publikationen.de/polyloge

Ausgabe 10/2001

„Transversale Identität und Identitätsarbeit“ Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“ (2001p) *

Hilarion G. Petzold**, Amsterdam, Düsseldorf, Paris***

* Update Oktober 2004

** Aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, dem Zentrum für IBT, Freie Universität Amsterdam, dem Institut, St. Denis, Paris, Lehrstuhl für „Klinische Philosophie und Psychologie“ (Prof. Dr. H.G. Petzold), und dem Zentrum für psychosoziale Medizin (Leitung Dr. Anton Leitner), Studiengang Supervision, Donau-Universität Krems.

*** Ich danke *Ilse Orth* und *Johanna Sieper* für die kritische Diskussion dieses Textes und für das Zurverfügungstellen von Ideen und Materialien, mit denen sie meine Identitätskonzeption didaktisch umgesetzt haben. Ein Updating des Artikels durch Ergänzung neuerer Literatur erfolgte im September 2004.

„Dem Verstehen der menschlichen **Persönlichkeit** in der *Einzigartigkeit* ihrer *Verkörperung* durch Prozesse leiblich-konkreter Enkulturation und Sozialisation kann man sich nur *annähern*, wenn man ihre Einbettung in die Kultur, ihre Durchdrungenheit von kollektiver Wirklichkeit und damit ihre prinzipielle *Vielfalt* zu begreifen beginnt. **Persönlichkeit ist verleiblichte Kultur, sich inkarnierende Kultur. Persönlichkeiten wiederum sind kulturschöpferisch – über die ganze Lebensspanne hin.**“ (Petzold 1975h)

„**Identität** konstituiert sich im 'Aushandeln von Grenzen' durch *Korrespondenzen*, Konsens-Dissens-Prozesse von Subjekten in sozialen Netzwerken und Welten. Durch diese Prozesse wird sie 'emanzipierte Identität', die beständig im *Polylog* mit bedeutsamen Anderen überschritten wird und als *transversale Identität* eines *pluriformen Selbst* in einer lebenslangen Entwicklung steht. Diese gelingt, wo sich **individuelle Identitätsarbeit mit einer kollektiven, auf die Identität der Gemeinschaft und das Gemeinwohl gerichteten Arbeit verbindet.**“ (Petzold 2000 h)

„**Identität** ist ein '*anthropologisches Strukturphänomen*', das man nicht nur biographisch begreifen, sondern in multidisziplinären Diskursen durch die Menschheitsgeschichte verfolgen muß, um es jeweils im Kontext und Kontinuum zu begreifen“ (Petzold 1971)

Das Thema „Identität“ ist ein modernes Thema, ein Thema der Moderne, und es ist Gegenstand der verschiedensten Disziplinen, von denen die humanwissenschaftlichen im Blick dieses Beitrages stehen. Mit dem Identitätsthema haben sich u.a. befaßt: **Soziologie** (Goffman 1963; Krappmann 1969; Luckmann 1979; Marquard, Stierle 1979) – hinzu kommt dann noch die Literatur zur „spoiled identity“, zum „Stigma“ (Goffman 1963; Brusten, Hohmeier 1975; Homeier, Pohl 1978) –, **Sozialpsychologie** (Frey 1983; Frey, Hausser 1987; Haußer 1983, 1995; Keupp 1988; Keupp, Höfer 1997; Mead 1934), weiterhin **Anthropologie** (Benoit 1980), experimentelle **Psychologie** (Metzger 1934), **Philosophie** (Böhme 1998), **Psychoanalyse** (Erikson 1959), **Psychotherapietheorie** (Petzold, Mathias 1983) usw. Es ist daraus zu schließen, daß dieses Thema ein übergreifendes Interesse verdient, daß es unter verschiedensten Perspektiven betrachtet werden kann und muß und das es in den unterschiedlichen Disziplinen Ergebnisse hervorgebracht hat. Untersuchungen zu Fragen der „Identität“, zum „Identitätskonzept“ können deshalb heute nicht mehr monoperspektivisch durchgeführt werden (Gugutzer 2002), besonders wenn sie im Kontext von interventionsorientierten Praxeologien wie Psychotherapie, Soziotherapie, Supervision, Bildungsarbeit stehen (van Wijnen, Petzold 2003). Die vorliegende Arbeit, die im Kontext des sogenannten „**Integrativen Ansatzes**“ in Psychotherapie, Soziotherapie, Agogik, Supervision und Kulturarbeit zu sehen ist (Petzold, 2003a; Petzold, Sieper 1993a; Sieper, Orth, Schuch 2005) ist, ist deshalb auch *mehrperspektivisch* (Jacob-Krieger, Petzold et al. 2004) und *multitheoretisch* ausgerichtet und greift auf verschiedene „Sprachspiele“ (Wittgenstein¹) zurück, wie es für den integrativen und differentiellen Arbeitsstil meines Ansatzes in Theorie, Praxeologie und Praxis kennzeichnend ist (Petzold 1998q, 2003a; Orth, Petzold 2004; Sieper, Petzold 2003). Eine Aussage Luhmanns zu seinen „Beobachtungen der Moderne“ kann auch für unseren Kontext und das hier behandelte Thema „Identität“ gelten: „Die Möglichkeit, unbestrittene Sachverhalte mit variierenden Theoriekonzepten, mit anderen Unterscheidungen anders zu beschreiben, ... gerade diese Methode, die allerdings ein erhebliches Maß theorietechnischen Wissens voraussetzen würde, könnte aber für unser Thema die ergiebiger sein“ (Luhmann 1992, 19).

¹ L. Wittgenstein versteht unter diesem von ihm eingeführten Begriff eine *Kommunikationseinheit*, die von sprachlichen Zeichen und ihrem spezifischen Gebrauch in Handlungskontexten gebildet wird. *Sprache wird als Handlung* in Lebenszusammenhängen und Sprachgemeinschaften gesehen – so auch in wissenschaftlichen „communities“. Die Kenntnis eines Sprachspiels impliziert ein Wissen um die Verwendungsweisen von Begriffen, Bedeutungen, Handlungspraxen. Ein und dieselbe Ereignisfolge oder Sachlage kann - im psychoanalytischen, systemischen, behavioralen Sprachspiel beschrieben - zu sehr unterschiedlichen Erkenntnissen führen, die in ihrer Differenz durchaus fruchtbar sein können. In sofern lohnen sich multitheoretisches Arbeiten und Explorationen in unterschiedlichen „Sprachspielen“, indem man sie systematisch zu nutzen versucht.

1. Quellen und Kontext

Am Westufer des Turkana-sees – früher auch Rudolfsee genannt – in Nordwestkenia, nahe beim heutigen Nariokotome saß ein Junge und betrachtete sein Spiegelbild im Wasser, das an diesem windstillen Tag klar und ruhig seine zurückweichende Stirn, den wenig vorspringenden Oberaugenwulst, die kräftigen Backenknochen, sein langes wildes Haar und seine dunklen Augen in dem nicht sehr großflächigen Gesicht auf der Oberfläche widerspiegelte. Der „Turkana-Junge“ vor ca. 1.6 Millionen Jahren blieb lange vor diesem Spiegelbild hocken, gebannt von dem was er sah, fasziniert wie der Sohn des Flussgottes *Kephisos*, *Narziss*, oder wie jedes Kind, daß sich zum ersten Mal in den Widerspiegelungen des Wassers erblickt.

Und vielleicht mag dem Finder des 1984 entdeckten Skelettes die Frage aufgekommen sein: Ob dieser frühe Mensch wußte, wer er war? Diese Frage nach einer „persönlichen Identität“ mag die spezifische Frage eines modernen Menschen sein, entstanden aus dem neuzeitlichen Identitätserleben eines Subjektes, das sich historisch zu begreifen sucht. Warum sonst suchen und untersuchen Wissenschaftler in Projekten, gefördert aus öffentlichen und privaten Mitteln, Knochenteile und Artefakte von Wesen, die zu unseren Vorfahren zählen könnten, wenn nicht die „Frage nach unserer Identität“ das Movens hinter diesen Aktivitäten wäre? Ist es nicht einer der vielen Versuche der Wissenschaften, in denen und durch die sich der Mensch selbst zu verstehen versucht? Sind Humanwissenschaften letztlich nicht „Identitätswissenschaften“ des modernen, spätmodernen *Homo sapiens*, der vielleicht an der Schwelle eines „posthumanen“ Zeitalters steht (*Haraway* 1995; *Hayles* 1999; *Streb-Lieder* 2004)?

Fragen nach der „Identität“ des Menschen haben eine grundsätzliche Qualität. Sie sind so komplex, daß sie in der Tat in „multidisziplinären Diskursen“ bzw. „multitheoretischen Explorationen“ bearbeitet werden müssen (*Petzold* 1971, 1998a). Dabei „würde eine Wissenschaft ohne Philosophie buchstäblich nicht, wovon sie spricht. Eine Philosophie ohne methodische Erforschung der Phänomene würde nur zu formalen Wahrheiten, das heißt zu Irrtümern führen (*Merleau-Ponty* 1948, 171). Es kann in solchen Explorationen nicht um dominierende Zugeweisen – etwa die der Philosophie - gehen, denn: „Eine Philosophie, die den Dialog mit den Wissenschaften abbricht, richtet sich nur noch an sich selbst“ (*Ricœur* 1986: 94f.). Es darf weiterhin nicht darum gehen, „Wissen zu zentralisieren oder zu totalisieren, sondern die nicht reduzierbare Pluralität von Diskursen offen zu halten. Es ist wesentlich zu zeigen, wie die verschiedenen Diskurse verbunden sein können oder sich überschneiden, aber man muß der Versuchung widerstehen, sie identisch zu machen, zum Selben“ (*Ricœur* 1991, 442f). Das wäre eine Strategie der *Macht*, ein „**Diskurs der Macht**“, wie *Foucault* sagen würde. Allerdings inszeniert sich solche Macht auch durch *Einbeziehung* und *Ausschließung*, Betonung oder Marginalisierung von Perspektiven – und oft genug geschieht das ohne die Intentionen des Autors, der selbst in diesen **Diskursen** steht, von ihnen durchdrungen ist. Die „Welt des Diskurses ist nicht zweigeteilt zwischen dem zugelassenen und dem ausgeschlossenen oder dem beherrschenden und dem beherrschten Diskurs. Sie ist als eine Vielfältigkeit von diskursiven Elementen, die in verschiedenen Strategien ihre Rolle spielen können, zu rekonstruieren“ (*Foucault* 1983, 122). Dabei ist zu beachten, daß sich in solcher Rekonstruktionsarbeit selbst (Macht)diskurse artikulieren, denn die „Macht wird nicht besessen, sie ... wirkt auf der Oberfläche des sozialen Feldes gemäß einem System von Relais, Konnexionen, Transmissionen ... So weit man auch geht im sozialen Netz, immer findet man die Macht als etwas, das 'durchläuft', das wirkt, das bewirkt“ (idem, 1976, 122).

Ich habe – um dieser Gefahr etwas entgegenzusteuern – eine Theorie und Praxis „**metahermeneutischer Mehrebenenreflexion**“ (*Petzold* 1998a, 2000h) entwickelt, der „Konnektivierung von Diskursen“, ihrer dekonstruktiven und diskursanalytischen Betrachtung, als eine fundamentale *Problematisierung*, verstanden als „das Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten läßt und es als Gegenstand für das Denken konstituiert (sei es in Form moralischer Reflexion, wissenschaftlicher Erkenntnis, politischer Analysen etc.)“ (*Foucault* 1985, 158). Eine solche Position wird umso wichtiger, als es bei interventionsbezogener Theorienbildung um den Umgang mit Menschen geht, um Hilfe – und damit Einflußnahme -, die in ihr Leben eingreift. Das ist jeweils ein äußerst prekäres Unterfangen, das zuweilen so nachteilig wirken kann, wie „unterlassene Hilfeleistung“. Psychotherapie, Soziotherapie, Supervision und Beratung sind derartige Strategien, deren potentielle – offensichtliche und mehr noch verborgene -

Gefährlichkeit (Petzold, Orth 1999; Märten, Petzold 2002) zumeist ausgeblendet oder unterschätzt wird, sowohl von ihren Praktikern, den TheapeutInnen, als natürlich auch von den PatientInnen mit ihren Problemen und Informationsdefiziten, die Therapien gebrauchen, zuweilen erleiden müssen, manchmal von ihnen abhängig, nach ihnen süchtig werden (Dauk 1989). Denn „Diskurs und Technik der therapeutischen (Heils-)Beziehung sind ihrer Struktur nach abhängigkeiterzeugend“ (ibid. 174), „Freuds Heilsdiskurs und Praktik machen süchtig“ (ibid. 178), u.a. weil das frustrierte, belastete, stigmatisierte, d.h. in seiner *Identität beschädigte Subjekt (spoiled identity, Goffman 1963)* in der Analyse eine exklusive Wichtigkeit erhält, die Chance, „Identität“ nach den Regeln und zu den Bedingungen psychoanalytischer Subjektkonstitution zu erhalten (zugeschrieben zu bekommen und sich – vermeintlich – „autonom“ zu erarbeiten). Die Rede von „psychoanalytischer, gestaltischer, supervisorischer Identität“ ist verräterisch!

Insofern kann Theorienbildung, die Anwendung und Umsetzung von Theoriekonzepten nicht unproblematisch sein, sondern ist als eine Ausübung von Macht, ja Gewalt zu sehen wie z.B. die „Deutungsmacht“ der Psychoanalyse (Pohlen, Bautz-Holz Herr 1991, 1994), die geradezu gewalttätige *Freudsche „Grundregel“* -, die uns aufgrund ihrer Dekonstruktion motivierte, eine „Gegenregel“ in die Praxis zu tragen (Petzold 2000a), oder die prinzipielle Macht ethischer Normierungen (Butler 2002). Auch das „Identitätskonzept“ ist ein höchst prekäres, steht es doch in der Gefahr – besonders wenn es in therapeutischen Kontexten umgesetzt wird –, daß zu „normierter, fremdbestimmter Identität“ hin manipuliert wird. Identität fungiert so im Rahmen von Disziplinierungsmacht als „Macht sozialer Kontrolle“ (Berger, Luckmann 1970, 121): „Therapie bedient sich einer theoretischen Konzeption, um zu sichern, daß wirkliche und potentielle Abweichler bei der institutionalisierten Wirklichkeit bleiben“ (ibid.).

Foucault (1966) hat in seiner Kritik der Humanwissenschaften die ihnen inhärierende Entfremdungs-/Selbstentfremdungsproblematik aufgezeigt, die schon durch die einfache Tatsache zum Tragen kommt, daß in ihnen „das menschliche Wesen als Objekt gegeben ist“ (ibid. 356) und sie je kulturspezifische Repräsentationen des „Seins des Menschen als Begründungen aller Positivitäten“ (ibid.) konstruieren und damit diese Begründungen überhaupt erst schaffen. *Foucault* hat in diesen komplexen Prozessen die „Subjektivierungsmechanismen“ und „Normierungsstrategien“, zu denen die Psychotherapie, in Sonderheit die Psychoanalyse gehört (vgl. Dauk 1989, 166ff), untersucht. Und hier spielt das Identitätsthema eine zentrale Rolle, denn „**Subjekt**“ bedeutet zweierlei: „vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein“, weiters aber auch, „durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein“ (Foucault 1987, 246). Darum wird jede Untersuchung zum Thema „Identität“ immer eine zweite Ebene der Reflexion mitlaufen lassen müssen, um diese Formen der **Macht** zu erfassen, die „im unmittelbaren Alltagsleben spürbar [werden], welches das Individuum in Kategorien einteilt, ihm seine Individualität aufprägt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muß und das andere in ihm anerkennen müssen“ (ibid.), Machtformen, die auch in den Therapien, ihren Theoremen und Praxen wirksam werden, und deshalb aufzudecken sind (vgl. Petzold, Orth 1999). Im Sinne einer „metahermeneutischen Triplexreflexion“ (idem 2001b) sollte neben dem Beobachten und Reflektieren (I) von wahrgenommenen Gegebenheiten auch der Hintergrund der eigenen Arbeit des Reflektierens, die eigene Identität mit ihren soziokulturellen Quellen und Determinierungen, aus denen die Reflexionen erfolgen (idem 2002h), als dritte Ebene (III) in den Blick genommen werden.

Der Methodik von *Ricœur, Foucault* und *Merleau-Ponty* – sie sind in all ihrer Unterschiedlichkeit vernetzende, differenzierende und damit also nicht durch übergreifende, machtvolle „Synthesen“ integrierende Denker (de Chardarevian 1990; Dauk 1989; Reagan 1998) - ist der von mir begründete „Integrative Ansatz“ einer „*Humantherapie* und *biopsychosozialen Arbeit*“ verbunden, ihrer Art, *Diskurse* und *Diskursebenen* zu konnektivieren, zu durchdringen (Petzold 2003a; 2004d, e, g), um auf dem Boden solcher Reflexionsarbeit, eine sorgsame, undogmatische und partizipative „Praxeologie“ zu entwickeln, in deren konkretem Vollzug der Patient/die Patientin – genderspezifische Perspektiven werden hier unverzichtbar (Orth 2002, Petzold, Sieper 1998) – partnerschaftlich und ko-reflexiv einbezogen werden (Orth, Petzold 2003). Hierin liegt die „Identität“ des „Integrativen Ansatzes“, denn das interdisziplinäre „Konnektivieren“ von Wissensgebieten zur Erhellung komplexer Fragestellungen für interventive Praxis in der Arbeit mit Menschen muß weit ausgreifen: um Menschen „gerecht“ zu werden, ihre Würde zu respektieren und sie in ihrer „Identitätsarbeit“ zu unterstützen (idem 2003d, i).

Der *praxeologische Diskurs*, dem die Bemühungen des „Verstehens von Menschen in komplexen Lebenslagen“ zugrundeliegen – das soll hier unterstrichen werden –, steht immer im Hintergrund der theoretischen und methodologischen Ausführungen meiner Arbeiten, und dieses Begründungsfundament ist zugleich Zieldimension. So ist der vorliegende Text ein in der *Zielsetzung* sozialwissenschaftlich und klinisch-therapeutisch orientierter Beitrag. Das muß immer bei der Lektüre mit im Blick bleiben (Petzold 2000a, 2000h, Orth, Petzold 2004).

1.1 „Paläoidentität“ – evolutionstheoretische Kontexte

Kehren wir nach diesen Ausführungen an den Turkanasee zurück, zu diesem Turkana-Boy, dessen „remains“ in ihrem Kontext am See (eine Abb. bei Tattersall 2002, 33) in einem Menschen der Spätmoderne, dem Autor dieses Textes, das Bild eines „fazinierten Betrachters seiner Selbst“ aufkommen ließ und die Frage nach Identitätsprozessen aufwarf. Dahinter steht viel: die Wanderungen in Kindertagen mit paläontologisch interessierten Eltern im Neandertal, Mitwirkung in Jugendtagen bei systematischen Sammlungen und Grabungen an Fundstellen (Petzold 2002h), das Lesen evolutionsbiologischer, paläontologischer und archäologischer Literatur von Kind auf, spätere Forschungsarbeiten zu altorientalischen Kriegsformen und Feldzeichen (idem 1969II i) – die Fragen nach der menschlichen Aggression sind mir ein Anliegen geblieben (idem 2003c). All das sind Dimensionen *meines* Selbst, *meiner* Identität. Aus ihrem Hintergrund kamen in mir die Fragen auf: „Wußte der Turkana-Junge, daß er war, wer er war, wie er war?“ – Identitätsfragen. Und ich entschied mich auf der Grundlage meines – sicherlich begrenzten – paläoanthropologischen Wissensstandes zu der Antwort: Ja, er wußte „irgendwie“ wengleich vielleicht noch sehr dunkel um sich selbst: „*Ich schaue da ins Wasser und sehe mich selbst. Ja, das bin ich!*“ Dieser Gedanke erfolgte der Sache nach und natürlich nicht in differenzierter, sprachlich gefaßter Form. Eine solche Leistung wäre in Ansätzen erst den Homo Sapiens-Formen der Jungsteinzeit möglich gewesen, denn das Denken in differenzierteren symbolischen Formen tauchte erst vor ca. 40 000 Jahren auf und ist bei der Vielzahl der übrigen Hominidenlinien (Tattersall 2002a, b) nicht zu finden. Aber der Turkana-Junge wurde von seinen Eltern und den Mitgliedern seiner Gruppen erkannt, nahm dieses Erkennen wahr, erkannte seinerseits, seine Familienmitglieder, und vielleicht hatten diese ihn auch auf sein Bild im Wasser und auf dessen Bedeutung hingewiesen.

Drei Hominiden schauen ins Wasses und sie erkennen jeweils zwei „doppelt“: am Ufer und im Bild auf dem Wasser, und der Dritte dazwischen? Der Erkenntnisritt dürfte zu leisten gewesen sein. Unsere heutigen Primaten, z.B. Schimpansen, Bonobos und Orangs, erbringen diese Leistung rudimentärer Selbsterkenntnis, z.B. sich im Spiegel zu erkennen (vgl. zum Spiegelerkennen von Primaten und Hominiden u.a. Gallup 1977; Lehtmate, Dücker 1973; Vyt 1993; Petzold 1992a/2003a, 597ff), und immerhin hatten wir mit diesen wahrscheinlich gemeinsame Vorfahren (Leaky, Walker 2002, White et al. 1994). Die Lebensweise dieser frühen *homo erectus* [*homo ergaster*] Populationen am Turkanasee – ein altes Siedlungsgebiet der Hominiden, der „Turkana Newcomer“ –, ihr primitiver Werkzeuggebrauch, die Schädelgröße, Scheitelbeine und das Hirnvolumen dieses etwa elfjährigen Jungen (ca. 910 cm³, ermittelt von Alan Walker mit Jerisons Encephalisationsquotienten) lassen es durchaus zu, die Möglichkeit einer solchen gedanklichen Operation anzunehmen.. Brocazone und Wernikezentrum, Voraussetzung für (primitive) Sprach- bzw. Denkfähigkeit, waren nach den schädelanatomischen Befunden bei älteren Hominiden jener Zeit und Region wohl schon entwickelt. Aber die Hirngröße allein besagt noch nicht viel (Martin 2002).

Ein noch älterer, mit KNM-ER 1470 bezeichnete Fund eines großen Hirnschädels, ein *homo rudolfensis* vom Turkanasee, hatte ein Volumen von mehr als 750 cm³ und auf der Innenseite des Schädels zeichneten sich Ausbuchtungen der Frontal- und Parietallappen ab (Bräuer 1992; Streit 1995). Der wissenschaftliche Streit um Hominidenlinien und -arten in Afrika (*homo habilis/homo rudolfensis*) soll hier nicht interessieren. Die Werkzeugfertigkeiten der Oldowan-Industry weist auch für die frühen Hominiden beachtliche Intelligenzleistungen aus. Am Turkanasee in den Homo erectus Populationen finden wir Zeugnisse einer verfeinerten Werkzeugkultur von Typ der Acheuléen-Industry, die eine Weitergabe von beträchtlichem technischen Wissen, also Lehren und Lernen, (primitiv)sprachliche Kommunikation/Prosodik und praktische Instruktion erforderlich machte, ein systematisches Nutzen der durch die Spiegelneuronen gestützten imitativen Leistungen des Gehirns (Stamenov, Gallese 2002).

Der Turkana-Junge gehörte zu diesen intelligenten Hominiden im Siedlungsgebiet am Omo, der in den sehr großen Lonyuman-See mündete, welcher durch Verlandung zum Rudolfsee, heute Turkana-See wurde – ein sehr fossilienreiches Gebiet, das auf Interaktionen verschiedener Hominidenlinien schließen läßt, und das favorisiert die Emergenz (Krohn, Küppers 1991) von Neuem. Der Junge hatte vielleicht schon ein cerebrales Leistungsniveau, dem man Prozesse unterstellen kann, die wir heute als primitive Ich-Prozesse bezeichnen würden, Leistungen eines „archaischen Ich“ (basal bewußte Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Verarbeitungsfunktionen, Petzold 1992a/2003a, 538ff) und die ihm ermöglichten, sein leibhaftiges Bild im Wasser, ein „Bild seiner Selbst“ gesehen, erkannt, identifiziert, und mit einer *Identifikation* belegt zu haben: „Das bin ich selbst“ (engl.: „it’s me“) – eine Objektivierung des Selbstbildes, die wir in moderner Theorienbildung und Terminologie als (archaische) *Identität* bezeichnen (Petzold 1992a, 527ff). Es wird mit diesem Verweis auf eine paläoanthropologische Perspektive (Conroy 1997; Leaky, Lewin 1993) affirmiert, daß von uns **Identitätsprozesse** als eine spezifische, evolutionsbiologisch durch den Gewinn bedeutender Selektionsvorteile begündete Eigenschaft von Menschen gesehen wird. Diese Prozesse ermöglichen die Ausbildung spezifischer, intelligenter *Individualität* in *kohärenter*, gemeinschaftliche Intelligenzleistungen fördernder *Kollektivität*, wie sie mit der Entwicklung kommunikationsintensiver Gemeinschaften – Kernmoment der Hominisation (Mysterlund 2003) – unabdingbar einhergehen muß. Die Einzigartigkeit (**Unizität**) des Individuums gewährleistet höchst spezifische Beiträge zum Kollektiv, das damit immer neue überlebenssichernde Ideen erhält, gleichzeitig aber auch die Einzelnen mit kollektiven Wissensständen versorgt und damit das Einzelwesen mit Vielfalt (**Plurizität**) ausstattet, so daß es selbst vielfältig werden kann.

Die vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Perspektiven stellen identitätstheoretische Ueberlegungen in den Kontext der Entwicklung komplexer Sozialbeziehungen und damit in die Prozesse der Ausbildung von Bewußtsein, symbolischem Denken, Sprache – alles Prozesse, die ein „Wissen über mich selbst“ fördern. Der Sache nach ist ein solches „Wissen über mich selbst“ Voraussetzung für das Entstehen *archaischer Identität* im Prozeß der Hominisation oder besser vielleicht: beide Prozesse sind miteinander verschränkt. Indem der Mensch ein „Bewußtsein seiner Selbst“ gewinnt, die Fähigkeit einer Distanznahme zu sich, die es erlaubt, „sich selbst“, sein Selbst aus einer „Position der Exzentrizität“ (Plessner) in den Blick zu nehmen, die ein Wissen um sich selbst (*bewissen, beweten, bewußt-sein*) ermöglicht, kann „Identität“ entstehen und zunehmend Prägnanz gewinnen. Die frühen Hominiden des homo habilis Typs (2.4 Millionen Jahre) dürften gegenüber den Australopithecinen aufgrund ihrer Gehirngröße und sozialen Lebensformen primitive Anfänge eines *Selbstbewußtseins* gehabt haben. Die „soziale Gruppe“, in der man sieht und gesehen wird, Aufgaben und Funktionen hat, in der man erwartet, erkannt wird, wenn man von der Jagd zurückkommt, in der man sich im „Polylog“, d.h. im lautlich-gestischen Austausch mit Vielen, die im Kreis ums Feuer oder um die Beute sitzen (Petzold 2003e), informiert: über Gefahren, Wildherden und andere Nahrungsquellen, diese *Gruppe* bildet die Grundlage für Bewußtsein, Bewußtsein von Anderen, Bewußtsein seiner Selbst und ein Wissen darum, wie man von Anderen gesehen wird und wie man die Anderen sieht – also Rudimente für ein persönliches und soziales Identitätserleben.

Bewußtsein ist demgemäß durch die Uebernahme und Verinnerlichung anderer Bewußtseinslagen *plural* und ermöglichte in einem langen, hundertausende von Jahren währenden Prozeß die Ausbildung von Sprache, kollektiven Wissensständen und Fertigkeiten sowie ihre Weitergabe, also tradierbare Kultur.

Das kann neben den paläoanthropologischen Funden auch aus dem Vorhandensein von Spiegelneuronen (Rizzolatti et al. 1996; Gallese 2001), die imitative Leistungen ermöglichen, geschlossen werden – jedenfalls ist dies eine diskussionwürdige Position (Hauser, Ramachandran et al. 2002; Li, Hombert 2002). Zumindest seit dem Vorliegen von ersten Zeugnisse der Kunst im jüngeren Paläolithikum verwiesen, das Herstellen von Figurinen, Puppen, bildlichen Darstellungen von Menschen (Petzold 1983b; Lorblanchet 1997; Anati 1991; Nougier 1993; Roussot 1997) auf mentale symbolische Prozesse, eine distanzierungsfähige Wahrnehmung von Anderen und sich selbst, auf Grund derer auf das Vorliegen von Identitätsvorstellungen – zumindest primitiven – geschlossen werden kann. Das Entstehen einer „narrativen Kultur“, von der die „Bilderzählungen“ in Lascaux, Chauvet, Altamira (Benz-Zauner 1995; Brosinski 1995) künden, lassen annehmen, daß das auf den gemeinsam durchwanderten „Lebenswegen“ erlebte Leben (Petzold, Orth 2004b), die *Biosodie*, auch weiter erzählt wurde, und auf diese Weise *Biographie* entstand mit einer kollektiv-öffentlichen Dimensi-

on („Man erzählt sich über ihn ...“) und einer individuell-privaten Dimension, die der **Autobiographie** („Ich erinnerte mich und erzählte über mich ...“). Damit sind Prozesse „*narrativer* Identitätskonstitution“ gegeben, die allerdings nicht nur im privatistischen „autobiographischen Memorieren“ (Conway 1990) gründen, sondern auch in der erzählten Biographie, dem narrativen, identitätsstiftenden Milieu einer Gruppe und ihrer Geschichte, den Geschichten, die sie – auch über einzelne Mitglieder – erzählt, wie ich das verschiedentlich ausgeführt habe (Petzold 1981i, 2001b). Es beginnt damit eine Zeit der **Identitätsarbeit** (idem 1991o).

1. 2 Biographische Identität und „Identitätsarbeit“ – historische und ethische Kontexte

Seit die Sprache in den späten paläolithischen Gesellschaften und dann zunehmend in den neolithischen das Leben der Menschen bestimmte, kommt eine „Zeit der Erzählung“ auf. Sie gewinnt in den Hochkulturen zunehmend an Komplexität und Reichtum, wie Ricoeur (1986) herausgearbeitet hat. Es wird von Menschen in den Gemeinschaften erzählt, von Helden und Heilern, von Königen und Weisen. Die großen Mythen über herausragende Menschen – die Dichtungen über Gilgamesch bzw. Bilgamesch (um etwa 2600 v. Chr.), als Gilgamesch-Epos über den ganzen alten Orient verbreitet (Heidel 1971), die Dichtungen über Odysseus, den legendären König von Ithaka, die Siegfried/Sigurd-Dichtungen über den germanisch-nordischen Sagenheld – sind vielleicht die für Europäer bekanntesten mythischen *Identitätserzählungen*. Sie zeigen in mythischer Überhöhung Tradierungsformen persönlicher Geschichten, die in kleinerem Rahmen in jeder Gruppe ablaufen. Und wie die Gemeinschaft *über* die für sie wichtigen Menschen nachsinnt und erzählt, beginnen die Einzelnen *über sich* nachzusinnen, über das Leben, ihr Leben nachzudenken, mit „*sich selbst über sich zu Rate zu gehen*“ (Heraklit fr. 101). Die literarischen Zeugnisse für diese Prozesse sind unüberschaubar.

Für die Gruppe, die über ein Gruppenmitglied und über sich selbst nachdenkt, und für das sich reflektierende Gruppenmitglied erfolgt soche *Identitätsarbeit als ein persönliches und gemeinschaftliches Unterfangen unter einer chronosophischen Perspektive* (Petzold 1991o) als ein „Geschehen in der Zeit“ mit einem archaischen Bewußtsein über die Zeitqualität dieser Prozesse. Es sind unterschiedliche „Zeitqualitäten“ für diese Prozesse anzunehmen: für die frühe historische Zeit etwa ein mythisches Zeitbewußtsein einer übergreifenden Präsenz, die sich in der frühen griechischen Antike zu einem Zeitbewußtsein des „vorher“ und „nachher“ wandeltete (das gilt ähnlich für archaische Gesellschaften wie für das frühe Zeiterleben von Kindern, vgl. Rammstedt 1975 und Piaget 1946). Zu elaborierteren Formen des Zeitbewußtseins mit einer dem Zeitpfeil folgenden historischen Perspektive kommt es erst in der Antike mit der Ausbildung komplexerer Zeitmatrizen von „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ als Vorstellungen mit unterschiedlichen Extensionsräumen und das hat natürlich Auswirkungen auf das Identitätserleben und auf die Identitätserzählungen, die in historische *Chronographie* eingeordnet werden und – wo sie aufgezeichnet werden – allmählich die Qualität dokumentierender Biographien gewinnen.

Ich habe mich mit dem Thema „Identitätsarbeit unter chronosophischer Perspektive“ an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt (Petzold 1991o) und gezeigt: Das Verstehen der Zeitqualitäten ist für ein Verstehen von „Identität“ als prozessualer, im Prozeß von Entwicklung und Enkulturation/Sozialisation durch Außeneinflüsse geformter und zugleich durch selbstbestimmte Eigengestaltung gebildeter, von grundlegender Bedeutung, denn **Identitätsarbeit und Identitätsprozesse stehen in der Zeit**, der persönlichen Lebenszeit und der Zeit sozialen Lebens, d. h. in gemeinschaftlicher, gesellschaftlicher Geschichte. **Identitätsarbeit** hat – das wurde schon in der Antike erkannt – die Aufgabe, eine hinlängliche *Konsistenz* des Selbsterlebens gegen die Kräfte der *Veränderung* in der fließenden Zeit (Heraklit fr. 12, 49a, 91) zu setzen.

In einem frühen Text (Petzold 1971) hatte ich dieses Thema unter Bezug auf *Plato* pointiert: „Da der Mensch in seiner Identität ein sich immer wandelnder ist und dennoch für sich und auch für die Menschen seines persönlichen Netzwerkes auch derselbe bleiben muß, der als Identischer gesehen werden kann und im Selbsterleben für sich selbst über eine Identität verfügt, ist hier ein ‘*anthropologisches Strukturproblem*‘ gegeben, welches dem Wesen des Menschen eignet und für das Individuum und seine Bezugsgruppe eine beständige Arbeit der Anpassung, Umwandlung und Er-

haltung von markierenden Merkmalen erforderlich macht. Es tritt umso gravierender in Erscheinung, je mehr sich in den Prozessen des Alterns (*Petzold* 1965) die Leiblichkeit des Menschen verändert, die ja der eigentliche 'Sitz der Identität' – zumindest der selbsterlebten – ist.

Ich möchte diese simultan ablaufenden Prozesse der 'Gewährleistung von hinlänglicher Konstanz' der Identität in ihrer *Selbigkeit* und der 'Ermöglichung von hinlänglichem Wandel' der Identität in ihrer *Veränderungsdynamik* - ohne daß es zu 'Krisen durch Fixierung' oder zu 'Krisen durch Labilisierung' kommt – als erfolgreiche '**Identitätsarbeit**' bezeichnen. Sie geschieht in reflexiven Prozessen und in Gesprächen und Erzählungen der Bezugsgruppe, aber auch in Selbstbesinnung, in Selbstgesprächen, in Narrationen über sich selbst. Es ist eine gemeinschaftliche und kollektive biographische Arbeit, in der sich Identität bewahren und wandeln kann. Damit ist man in der Kernzone therapeutischer beratender, seelsorgerlicher Arbeit – oder genauer: der '**Arbeit an sich selbst**', die Therapie letztlich unterstützen und wieder in Gang bringen soll, wo sie zum Erliegen gekommen ist. Das Thema ist im übrigen nicht neu, es hat sich Menschen wohl gestellt, seit dem sie ein *reflexives biographisches* und – weiter greifend - *historisches Bewußsein* gewonnen haben. Im 'Gastmahl' wird das Thema ausführlich aufgegriffen ...“ (*Petzold* 1971).

Die „*Arbeit an sich selbst*“, ein Kernthema in der von mir begründeten „Integrativen Therapie“ (*Hömann-Kost, Siegele* 2004), umfaßt natürlich in zentraler Weise „Identitätsarbeit“. *Platon* hatte im „Symposion“ (207ff) in der Tat die Fragestellung in sehr erhellender Weise behandelt:

„Von jedem einzelnen Lebewesen sagt man ja, daß es lebe und dasselbe (το αυτο) sei, wie einer von Kindesbeinen an immer derselbe (ο αυτος) genannt wird, wenn er auch ein Greis geworden ist: und heißt doch immer derselbe (ο αυτος), ungeachtet er nie dasselbe (τα αυτο) an sich behält, sondern immer ein Neuer wird und Altes verliert an Haaren, Fleisch, Blut und dem ganzen Leibe. Und nicht nur am Leibe allein, sondern auch an der Seele, die Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, Begierden, Lust, Unlust, Furcht, hiervon behält nie jeder dasselbe an sich, sondern eins entsteht und das andere vergeht. Und viel wunderlicher als dieses ist, daß auch die Erkenntnisse nicht nur teils entstehen, teils vergehen, und wir nie dieselben sind in Bezug auf die Erkenntnisse, sondern daß auch jeder einzelnen Erkenntnis dasselbe begegnet. Denn was man Nachsinnen heißt, geht auf eine ausgegangene Erkenntnis. Vergessen nämlich ist das Ausgehen einer Erkenntnis. Nachsinnen aber bildet sich statt der abgegangenen eine Erinnerung ein und erhält so die Erkenntnis, daß sie dieselbe zu sein scheint. Und auf diese Weise wird alles Sterbliche erhalten, nicht so, daß es durchaus immer dasselbe wäre wie das Göttliche, sondern indem das Abgehende und Veraltete ein anderes Neues solches zurückläßt, wie es selbst war“.

Erinnerungsarbeit als Arbeit der Neubestimmung seiner jeweiligen Situation ist hier dem Menschen aufgegeben. Daß derartige Identitätsarbeit aber kein einsamer, solipsistischer Prozeß ist, zeigt der *Dialog Alkibiades I*: Der Mensch geht durch den spiegelnden Blick des Anderen, erhält Fragen und Rückmeldungen, wie dies für das „sokratische Gespräch“ - in anderer Weise auch für den parrhesiastischen Diskurs des *Diogenes von Sinope* (*Foucault* 1996) – kennzeichnend ist. Der Dialogpartner erhält identitätsstiftende Informationen und Erkenntnis über sich selbst.

Es kann hier nicht der Diskurs der Antike zu diesem komplexen Thema nachgezeichnet werden, das sich allenthalben finden, weil die „Veränderung über die Zeit“ eine Grunderfahrung des selbstbewußten Menschen ist. Man bleibt eben nicht der, der man in Jugendtagen war (*Petzold, Müller* 2004). Und doch bleibt vieles: läßt auch die Kraft des Redners nach, so „behält der typische Klang einer Stimme auch im Alter den Glanz“ (*Cicero*, *De senectute* 9, 28), ein Alter, „quae fundamentis adulescentiae constituta sit“, das „auf den Fundamenten der Jugend ruht“ (ibid. 18, 62). Der Mensch durchlebt beständigen Wandel – wie *Heraklit* in den Flußfragmenten (fr. 12, 49a, 91, *Diels, Kranz* 1961) betont. Zugleich betont er seine Selbstreflexivität (fr. 101), das Faktum, daß „Menschen die Fähigkeit haben, sich selbst zu erkennen und vernünftig zu denken“ (fr. 116). Was aber erkennen sie? Ihr *Wesen* im Schicksalsverlauf! „Dem Menschen ist sein Wesen sein Schicksal – ηθος άνθρωπω δαίμων“ (fr. 119), wozu *Diels* ausführte: „ηθος ... ist die auf sich selbst beruhende Art des Charakters und Denkens, die 'Individualität'“. Wie dieser *Ethos* als ein offenbar Beständiges im Wandel über die Zeit gewonnen werden könne, das ist schon im Alterum ein diskutiertes Problem.

„Ist es doch das Wesen der Dinge in einem steten Flusse zu sein, und ihre Wirkungen sind einem unaufhörlichen Wechsel und deren Ursachen unzähligen Veränderungen unterworfen. Fast nichts hat Bestand ...“ (*Marc Aurel*, *Selbstbetrachtungen* 5, 23). „Wessen Lebensziel nicht stets ein und dasselbe ist, der kann auch selbst nicht sein ganzes Leben hindurch ein und derselbe sein“ (ibid.

11, 21). Zielfestlegung soll Konstanz und Stabilität bringen, denn wenn einer auf ein Ziel „mit allen seinen Kräften hinarbeitet, der wird all seinen Handlungen Gleichförmigkeit verleihen und insofern stets ein und derselbe bleiben“ (ibid.). Aber genau diese Möglichkeit ist wegen der Ungewißheit der Zukunft eingeschränkt. Denn die „Zeit, die wir gerade durchleben ist vergänglich, die, die wir noch zu leben haben, ist ungewiß (*dubium*) und nur die, die wir durchlebt haben ist, ist uns sicher. Sie ist es nämlich, über die Fortuna ihre Macht verloren hat, die niemals wieder jemandes Willkür (*arbitrium*) ausgesetzt werden kann“ (*Seneca*, de brevitate vitae 10, 2). Die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit, der guten wie der schlechten, die „unser bleibender Besitz ist“ (ibid. 10, 4) scheint eine gewisse Selbigkeit zu ermöglichen, die überdauernde Qualität hat. Wenn ein „sicherer und ruhiger Geist alle Phasen seines Lebens durchläuft“ (ibid. 10, 5) und dabei „all sein Tun mit eigener ständiger kritischer Selbstkontrolle verfolgt (*sub censura sua*), die sich nie täuschen läßt, dann wendet er sich gerne wieder Vergangenen zu“ und muß nicht, wie der unreflektiert sein Leben Vergeudende, „sein eigenes Gedächtnis fürchten“ (ibid.). Hier kommt ältestes Wissen der griechischen Kultur zum Tragen: der Mensch hat die Chance, sich selbst zu erkennen, zu kennen, gemäß dem delphischen – *Thales* oder *Chilon* aus dem Kreis der „Sieben Weisen“ zugeschriebenen - Postulat „*gnothi seauton*: Erkenne Dich selbst!“ (*Platon*, Protagoras 343a² – 10 n.2). Und aus dieser Selbsterkenntnis – auch des Schlechten, denn „schwer ist es, gut zu sein“ (*Pittakos* von Mytilene) – erwächst die Möglichkeit und Notwendigkeit, „an sich selbst zu arbeiten“, *sophrosyne*, d. h. Besonnenheit, Selbstbeherrschung zu üben, in einer Dialektik von Besonnenheit und Selbsterkenntnis sein Leben zu gestalten (*Platon*, Parmenides 164 D f.): „Maß zu halten, ... den Mitbürgern guten Rat zu geben, Herr der Lust zu sein, nichts mit Gewalt zu tun, Kinder erziehen“ usw. – so *Klebulos*, ein weiterer der Sieben Weisen (*Hesiod* III, 1, 172).

„Selbstbesinnung“ und „Erinnerungsarbeit“, wie sie seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert von den Pythagoreern in tagtäglicher Übung praktiziert wurde, ist eine wesentliche Quelle des Selbsterlebens und damit der „Arbeit an sich selbst“. Das *Nachspüren*, *Nachsinnen*, *Nachdenken* bringt den Menschen in Kontakt mit der verflossenen Lebenszeit, und ihre Reflexion bietet eine Grundlage dafür, daß er sich als Identischer spüren kann. Das pythagoreische Erinnern des Tages - die Stoa hat diese Praxis aufgenommen - wurde bei *Seneca* (ep. ad Marcia) noch durch eine „*praemeditatio*“, einen vorwegnehmenden Blick auf den Tag, ergänzt, der durch die Ermöglichung einer „*preparedness*“ eine gezielte Gestaltung der eigenen Selbstperformanz gewährleisten sollte (*Petzold* 2001m). Der Austausch über solche Rückschau und Vorschau mit einem Vertrauten gehörte zur „Arbeit an sich selbst“, wie sich aus dem Briefwechsel von *Marc Aurel* (ed. 1830) mit seinem Lehrer *Fronton* ersehen läßt. In den antiken Zeugnissen finden sich viele Beispiele für „dialogische und narrative Identitätsarbeit“. Die Briefe *Senecas* an seinen Schüler, Klienten, Freund *Lucilius* sind hierfür ein höchst wertvolles Dokument für die Verbindung von Selbstgestaltung und Ethik, von individuellem Tugendstreben und gesellschaftlicher, durch Erziehung vermittelter Tugendlehre, die in der gesamten Antike maßgeblich war: „Schädlich ist Mangel an Selbstbeherrschung. Schwer erträglich der Mangel an Erziehung“ (*Thales von Milet*, *Stobaeus* III, 1, 172). Letztlich zeigen sich in der Antike schon sozialisationstheoretische Argumentationsfiguren, etwa bei *Demokrit*, denn „es werden mehr Menschen durch Übung tüchtig als durch ihre ursprüngliche Anlage“ (*Demokrit* fr. 242). Der Grund einer „Selbsterziehung“ als Arbeit an der eigenen Identität – wie man es modern formulieren würde -, die das eigene Wesen genauso formt, wie die Erziehung durch die Eltern oder Lehrer, zielt dabei wesentlich auf sittliches Handeln: sich selbst wie dem Anderen und dem Gemeinwesen gegenüber.

Demokrit belehrt uns im Fragment 261: „Dem, welcher Unrecht leidet, muß man nach Kräften helfen, ohne untätig zuzusehen. Denn solches Handeln ist gut und gerecht, das Gegenteil aber ungerrecht und feige“. – „*Von allen Angelegenheiten muß man die des Staates als die wichtigsten ansehen*, die Frage nämlich, ob er gut regiert werde. Man darf weder gegen Recht und Billigkeit streitsüchtig sein, noch sich Macht gegen das Gemeinwohl anmaßen. *Denn ein wohlregierter Staat ist die höchste Einrichtung. Alles ist darin beschlossen: gedeiht er, gedeiht alles, bricht er zusammen, bricht alles zusammen*“ (fr. 252).

Identität, Identitätssicherheit, Identitätsentwicklung erweist sich als unabdingbar in Kontexte eingebunden und durch Kontexte bestimmt. Das Erleben einer *eigenen Selbstheit* durch Selbsterforschung ist damit eingebettet in die *Sozialität*, die formend auf das Individuum wirkt, die andererseits durch die engagierte Mitwirkung des Individuums gestaltet wird. Damit ist das Thema der persönlichen Identität

tität an das der öffentlichen normativen Strukturen, an den gesellschaftliche Sittenkodex gebunden, dessen Verwirklichung durch den Einzelnen sein gesellschaftliches Ansehen bestimmt. *Sokrates* sah die „Tugend“ als die Gesinnung, die auf die Verwirklichung moralischer Werte in der persönlichen Lebensführung ausgerichtet ist – sein Leben und Sterben war dafür ein Beispiel (ähnlich wie das von *Seneca*, vgl. *Tacitus*, *Annales* 15, 62). Damit verschränkt sich in der Antike in der „tugendhaften Lebensführung“ des nach der „Verwirklichung moralischer Werte“ strebenden Menschen die sokratische „*Sorge um sich*“ und die „*Sorge um das Gemeinwohl*“ strukturell (vgl. auch *Foucault* und die Entwicklungen in seinem Werk 1974;1985, 1986, 1987; 1989, 1996; *Fink-Eitel* 1990; *Dauk* 1989). Privates und Öffentliches, Individuelles und Kollektives werden hier in ähnlicher Weise verbunden, wie sie heute für die moderne „Integrative Identitätskonzeption“ kennzeichnend ist (nun nicht mehr allein auf das Moment traditioneller Tugenden zentriert, sondern Konzepte wie Gerechtigkeit und Menschenwürde betonend, vgl. *Petzold* 2001m, 2003d, h), wenn sie Prozesse bewerteter, *selbst- und fremdattributiver Persönlichkeitsbildung* als Struktur der „**Identitätsarbeit**“ herausstellt.

Damit verschränkt sich in der Antike in der „tugendhaften Lebensführung“ des nach der „Verwirklichung moralischer Werte“ strebenden Menschen die sokratische „*Sorge um sich*“ und die „*Sorge um das Gemeinwohl*“ strukturell (vgl. auch *Foucault* und die Entwicklungen in seinem Werk 1974;1985, 1986, 1987; 1989, 1996; *Fink-Eitel* 1990; *Dauk* 1989). Privates und Öffentliches, Individuelles und Kollektives werden hier in ähnlicher Weise verbunden, wie es heute für die moderne „Integrative Identitätskonzeption“ kennzeichnend ist (nun nicht mehr allein auf das Moment traditioneller Tugenden zentriert, sondern Konzepte wie Sinnhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschenwürde betonend, vgl. *Petzold* 2001m, 2003d, h; *Petzold, Orth* 2004a, b), wenn sie Prozesse bewerteter, *selbst- und fremdattributiver Persönlichkeitsbildung* als **Struktur** der „**Identitätsarbeit**“ herausstellt.

1.3 Identität, Selbstheit, Selbigkeit und Erzählung – philosophisch-anthropologische Kontexte

Die antiken Diskurse zu Beständigkeit und Wandel in der Zeit haben – wie könnte es anders sein, wenn es sich denn um ein „anthropologisches Strukturproblem,“ handelt – auch in den Diskursen zum Identitätsthema der Neuzeit, der Aufklärung bis in die Moderne niedergeschlagen. Die historischen Entwicklungen und Perspektiven hier nachzuzeichnen (z.B. bei *Augustinus*, bei *Thomas Aquino*, *Cusanus*, *Spinoza*) würde einen in der Zielsetzung sozialwissenschaftlichen und klinisch-therapeutisch orientierten Beitrag sprengen.

Es soll deshalb der Faden an einem markanten Punkt wieder aufgenommen werden: die Thematisierung der Identitätsfrage in der frühen angelsächsischen Philosophie, von der eine starke Wirkungsgeschichte ausgehen sollte (*Perry* 1975; *Oksenberg, Rorty* 1976; *Schoemaker* 1973 *Williams* 1973) und der auch bei *Ricœur*, dessen Positionen wir näher in den Blick nehmen werden, Niederschlag gefunden hat.

Hume (1739/40) hatte in seinem „*Treatise on human nature*“ mit dem Kapitel „Of personal Identity“ (vol. I, p. IV) affirmiert: „Wir können uns eine deutliche Vorstellung davon machen, daß ein Gegenstand, während die Zeit sich ändert, unverändert und ununterbrochen derselbe bleibt; die Vorstellung bezeichnen wir als Vorstellung der Identität [*identity*] oder Selbigkeit [*sameness*]“ (*Hume* 1973, 328). Identität allein als *Selbigkeit* zu begreifen, gerät indes bei lebenden, alternden Wesen in Probleme, obwohl *Hume* versucht, diesen durch „Grade“ der Identitätsqualität zu begegnen. *Cicero* hat, wie im oben zitierten Text deutlich wurde, eine ähnliche Argumentation verfolgt. Der Körper wird – in aller Veränderung – als Konstante der Selbigkeit aufgeführt. Die Selbstportraits von *Rembrandt* über van *Gogh*, *Ensor* bis *Beckmann* (*White, Buvelo* 1999; *Wright* 1982; *Zenser* 1984) zeigen indes deutlich, daß die Idee einer Konstante kaum greift. Diese Bilder sind Ausdruck einer *Selbstausslegung*, einer *hermeneutischen Arbeit an sich selbst*, „weil sie in beeindruckender Weise einen Selbsterfahrungs- und Selbstfindungsprozeß über ein ganzes Leben hin dokumentieren. Diese Bilder berühren und wecken ein Verständnis dafür, was es heißt, sich mit sich selbst, seinem Selbst, auseinanderzusetzen“ (*Petzold* 1999q). Auch *Ricœur* (1990, 155) argumentiert, daß die „Zugehörigkeit meines Körpers zu mir selbst das stärkste Zeugnis für die Irreduzibilität der Selbstheit auf Selbigkeit darstellt ... es genügt, die Selbstportraits Rembrandts miteinander zu vergleichen: es ist nicht seine Selbigkeit, die seine Selbstheit ausmacht, sondern seine Zugehörigkeit zu jemandem,

der in der Lage ist, sich selbst als denjenigen zu bezeichnen, der seinen Körper hat.“ Der Körper eignet sich also nicht als ein stabiles Identitätskriterium, wie zentral man seine Stelle auch setzen mag: er steht im eigenen Blick und im Blick der Anderen als wahrgenommener und bewerteter. (Im Integrativen Ansatz wird deshalb in der Epistemologie das „*Leibapriori* der Erkenntnis“ immer mit einem „Apriori des Bewußtseins“ und dem „Apriori der Sozialität“ gekoppelt, vgl. *Petzold* 1991a/2002a, 214).

In den identitätsrelevanten Texten von *Locke* (1690, 1988) – z.B. dem Kapitel XXVII „Of Identity and Diversity“ seines „Philosophical Essay Concerning Human Understanding“ – wird nun nicht ein körperliches, sondern ein psychisches Identitätskriterium eingeführt: Er sieht Identität als „sameness with itself“ gewährleistet durch die erforderlichen Vergleiche, die über die Zeit erfolgen müssen, um eine Identität festzustellen. Hier wird das stabile psychologische Kriterium, das den Vergleich ermöglicht, das „Gedächtnis“. Damit wird aber das Problem von Selbstheit und Selbigkeit nicht gelöst, denn es markiert „die Wende der Reflexion zum Gedächtnis eine begriffliche Umkehrung, in der die Selbstheit stillschweigend den Platz der Selbigkeit einnimmt“ (*Ricœur* 1990, 151).

1.3.1 Aspekte der Selbst- und Identitätsphilosophie Paul Ricœurs

Damit sind wir gleitend in den Diskurs *Paul Ricœurs* zu den Themen „Selbst und Identität“ eingetreten, von dem hier nur einige ausgewählte Aspekte dargestellt werden können. Der „Integrative Ansatz“ verdankt diesem bedeutenden Referenzphilosophen ihrer Theorie und narrativen Praxis viel (*Petzold* 2001b; 2004d). *Ricœurs* Arbeiten stehen im Kontext der sogenannten „postmodernen“ Diskussionen.

Der postmoderne Diskurs des frühen *Foucault*, von *Deleuze*, z.T. von *Baudrillard* (1987), der den „Tod des Subjekts“ auf seine Fahnen geschrieben hatte und in der Betonung des Differenzdenkens damit auch der idealistischen Vorstellung von der „Einheitlichkeit des Subjekts“ mit guten Gründen eine Absage erteilt – wir argumentieren hier zusätzlich mit *Bakhtin* (*Petzold* 2001b) – trifft natürlich eine bewußtseinsphilosophische Subjekt- und Identitätskonzeption, wie sie sich in traditionellen, homologistischen Identitätsvorstellungen findet, ein reflexionsphilosophisches Denken, das letztlich auf das cartesianische „*cogito*“ rekurriert. Die Gewißheit des „Ich denke“ wird hier als Kernargument einer beständigen *Selbigkeit* gesehen. Genau damit aber wird das alte und grundsätzliche Strukturproblem der „*Beständigkeit im Wandel*“ nicht gelöst. Die Debatte um Subjekt und Subjektlosigkeit zwischen den Verfechtern postmoderner Positionen und ihren Gegnern hat auf beiden Seiten in Aporien geführt, die im Spätwerk *Foucaults* zu einer subjekttheoretischen Wende geführt haben, die allerdings die Erträge der kritischen Auseinandersetzung hinübernehmen konnte in die Konzeption einer „*Hermeneutik des Subjekts*“, das die Bedingungen seiner eigenen Konstitution zu reflektieren sucht (*Foucault* 1985b, 1993, 1998, vgl. *Fink-Eitel* 1997; *Dauk* 1989). Ein anderer Weg, den Identitätsdiskurs der Moderne voranzutreiben, wurde zweifelsohne in der wohl tiefgründigsten und umfassendsten Weise von *Paul Ricœur* (1990) mit seinem grundlegenden Werk „*Soi-même comme un autre*“ unternommen. Es wird hier das im Voranstehenden aufgeworfene Problem der „simultan ablaufenden Prozesse der ‚Gewährleistung von hinlänglicher Konstanz‘ der Identität in ihrer Selbigkeit und der ‚Ermöglichung von hinlänglichem Wandel‘ der Identität in ihrer Veränderungsdynamik“ (*Petzold* 1971) behandelt als Problem philosophischer Anthropologie, das die Frage der Identität in den Blick nimmt. Eine solche Perspektive muß letztlich auch hinter identitätspsychologischen oder identitätssoziologischen Konzeptionen stehen, die der Grundlagenreflexion der Philosophie nicht entraten können, wie unlängst die Arbeit von *Gugutzer* (2002) gezeigt hat unter Rekurs auf *M. Merleau-Ponty*, *H. Plessner*, *H. Schmitz*, *P. Bourdieu* (*Ricœur* und *Bakhtin* werden unverständlicher Weise zum Nachteil der Untersuchung übergangen).

Ricœur (1990, 12f) geht es in seinem Werk u.a. darum, „zwei Hauptbedeutungen von Identität auseinanderzuhalten ..., je nachdem ob man unter ‚identisch‘ das Äquivalent des lateinischen *idem* oder des *ipse* versteht ... Die Aequivozität des Begriffes ‚identisch‘ wird das Zentrum unserer Überlegungen zur personalen und narrativen Identität bilden, das im Zusammenhang mit einem Hauptmerkmal des Selbst steht, nämlich der Zeitlichkeit“ (ibid.). Er pointiert eine in der Identität vorfindliche bzw. gegebene Unterscheidung über die Herausarbeitung der Differenz der Begriffe *Selbigkeit* als - numerisch aufzufassende - **Idem-Identität**, *mémeté* (Beständigkeit, die in der Zeit gegenüber Differentem, Veränderlichem *identique* bleibt) und *Selbstheit* als – qualitativ aufzufassende - **Ipse-Identität**, *ipseité* (als Wandelbares, Veränderliches, ohne überdauernden Kern und mit der Qualität eines Vergleichs). Dabei unterstreicht *Ricœur*, „daß die im Sinne des *ipse* verstandene Identität kei-

nerlei Behauptung eines angeblich *unwandelbaren Kerns* der Persönlichkeit impliziert“ (ibid. 13, meine Hervorhebung). Er grenzt damit jede subjektphilosophische Metaphysik ab, deren krytoreligiöse Hintergründe (das „Kernselbst“ gleichsam als säkularisierte Fortschreibung von Ideen wie die des *logos spermatikos*, *puer eternus*, *scintilla animae*, *unsterbliche Seele*, vgl. *Petzold, Orth* 1999) gerade in der Psychotherapieszene unreflektiert verbreitet werden, wie z.B. das populäre Konzept eines „Kernselbst“ von *Daniel Stern* (1985).

Es gibt aus neurobiologischen, psychologischen und epistemologischen Gründen viele Argumente gegen eine solche Annahme eines „Kernselbstes“. *Ricœur* unternimmt eine breite philosophische Untersuchung dieses Themenkomplexes mit erkenntnistheoretischen, sprach- und handlungstheoretischen, anthropologischen und – sehr spezifischen - ontologischen Analysen. Sie können hier nicht nachgezeichnet werden. Der Gedanke einer abgleichen, komparativ abgreifbaren, beständigen *Selbigkeit* (etwa der eines „Charakters“ der eine gewisse Permanenz und Festigkeit hat, ohne unveränderbare Fixierung zu sein) und einer wandelbaren *Selbstheit* (etwa eines erzählten, sich erzählenden Selbst) trifft im Kern das von mir ausgewiesene „anthropologische Strukturproblem“. „Das Gewicht des komparativen Gebrauchs des Begriffes ‘même’ erscheint mir so bedeutsam, daß ich forthin die Selbigkeit mit der Idem-Identität synonym stellen werde und ihr die Selbstheit, die sich auf die Ipse-Identität bezieht, entgegensetzen werden“ (*Ricœur* 1990, 13).

Dieser Ansatz hat noch eine andere Vorgeschichte. Die identitätsbegründende Qualität des cartesianischen „*cogito*“ wird von *Ricœur* zu einem Ausgangspunkt seiner Analysen gemacht. Das „*cogito*“ sollte für *Descartes* die Möglichkeit einer Letztbegründung bieten, die allen seinen vorhergegangenen „methodischen Zweifeln“ an allem, was er vorher zu wissen glaubte, Stand hält, ihm die Gewissheit über die eigene Existenz als denkende Substanz vermittelt, die sich im Zweifeln, Bejahen, Verneinen usw. als *identisch* erfährt. Der Mensch als denkende Substanz bestimmt dann seine Identität nicht in der alten Frage „*Wer bin ich?*“ sondern in der Frage „*Was bin ich?*“, um eine dekontextualisierte, und damit unbiographische, *ahistorische Identität* zu gewinnen, eine Seele, die – den Determinierungen der Einflüsse der Welt enthoben - ihrer selbst gewiß ist.

Diese Idee führt zum Denken eines *sich selbst konstituierenden Subjekts*, dem *neuzeitlichen Subjekt*. Von *Nietzsche*, *Freud* bis *Foucault* und Vertretern der modernen Neurowissenschaften, *Damasio*, *Roth*, *Singer* u.a., sind die Kritiker des „*cogito*“ gegen diese Idee angerannt. *Ricœur* (1990, 15) kann nun zeigen, dass *Descartes* selbst in seiner „Philosophie bezeugt, daß die Krise des *Cogito* zugleich mit der Setzung des *Cogito* entsteht“ (mit Verweis auf die „Erste Meditation“, *Descartes* 1960, 15).

Die Verfechter des *Cogito* und des Anti-*Cogito* argumentieren letztlich auf der gleichen epistemologischen Ebene und laufen damit in die gleichen Aporien: Das Selbst als ein Etwas soll einmal erkannt, ein anderes Mal als Illusion (*Nietzsche*) enlarvt werden. *Ricœur* verläßt diese Ebene epistemologischer Letztbegründungsversuche, bei denen sich Ursache und Wirkung, Widerlegung und Widerlegende beständig konfundieren, sondern entwickelt eine „*Hermeneutik des Selbst*“, die auf die Frage gerichtet ist, welcher verstehbare Sinn mit dem „Selbst“ verbunden werden kann, einem Selbst, das in Kontexte eingebunden, also konkret bleibt.

Seine Wege: Phänomenologie, analytische Sprachphilosophie, Handlungstheorie führen zu einem „handelnden Subjekt“, das in der „Wer-Frage“ zugänglich wird: *Wer* spricht, handelt, erzählt sich, hat moralische Zurechenbarkeit? Das Selbst als identisches mit verschiedenen „Identitätsqualitäten“ (*Selbstheit*, *Selbigkeit*) ist damit nicht eine unmittelbare fundierende Gegebenheit, wie das „Ich“ als in der Sprache aufscheinendes Handlungssubjekt, sondern etwas sich verdeckt Zeigendes, in den Handlungen und Ereignissen Impliziertes: „Selbst sagen ist nicht Ich sagen. Das Ich setzt sich oder es wird abgesetzt.

Das Selbst ist in den Operationen in reflexiver Weise impliziert, deren Analyse der Rückkehr zu sich selbst vorausgeht“ (ibid. S. 30). *Selbst* ist damit als kein „identisches Etwas“ zu sehen, das es als ein „invarianter Selbstkern“ zu identifizieren gilt. Das ist auch von der Neurobiologie des Körpers/Leibes her so zu sehen (*Rüegg* 2003; *Petzold* 2002j), nicht zu reden vom Fluß der Ereignisse im umgebenden Kontext.

Selbstheit und *Selbigkeit* sind Operationsmodi, in denen das Selbst Identität realisiert in unterschiedliche Formen, Qualitäten, Intensitäten, in denen sich die Fragen nach dem „Was?“ und dem „Wer?“ der Identität stellen lassen. Das „*soi-même*“ des Titels wird „nur eine verstärkende Form des ‘soi’ ..., in der der Ausdruck ‘même’ dazu dient, anzugeben, daß es genau um jenes Sein oder Ding

geht, welches zur Rede steht“ (*Ricœur* 1990, 13). Es entsteht ein Spiel von „identisch“ und „ähnlich“, in dem *Selbstheit* und *Selbigkeit* zusammenspielen, in Dialektiken und Integrationen. Beständigkeit und Wandel – beides hat Qualitäten einer spezifischen Permanenz – werden so verbunden in einer Weise, die *Einheit* und *Vielheit* zuläßt und so der Zeitlichkeit des Menschen jenseits aller Substanzmetaphysik entspricht. *Ricœur* gelingt diese „Dialektik“ oder – wenn man so will – „Integration“ über das Konzept einer „*narrativen Identität*“, das er durch seine umfangreichen Untersuchungen in „Zeit und Erzählung“ (1983 – 1985) und auch schon in „La métaphore vive“ (1975) abstützen kann.

Der erzählte, sich erzählende Mensch als einer, über den auch erzählt wird und der von diesen Narrationen weiß, gewinnt seine Identität aus genau dieser lebendigen Textur, in der sich sowohl *Dynamik/Prozeß* und *Stabilität/Struktur* finden (*Petzold* 1990p, 1991o) und in der eine beständige „hermeneutische Arbeit des Selbst“ Beständigkeit und Wandel ermöglicht, gewährleistet, daß man sich verändern kann und in allen Wandlungen ein Gleicher, sich Aehnlicher (*homoiosios*), wenn auch nicht ein homolog Identischer (*homoousios*) sein kann.

Die „*narrative Identität*“, wie sie *Ricœur* im Spiel von *idem* und *ipse* konzipierte, in der memorierte Permanenzmomente, wie sie sich auch in Wesenszügen, Charaktereigenschaften bis in die Mimik und Gestik der Leiblichkeit zeigen, mit Veränderungsimpulsen, angestrebtem Wandel, Ausstreckungen nach neuen Qualitäten der Lebensführung konvergieren – und auch die haben Permanenzmomente –, oszilliert auf diese Weise: „zwischen zwei Grenzen, einer unteren Grenze, an der die Permanenz in der Zeit sich in einer Vermischung des *idem* und des *ipse* ausdrückt, und einer oberen Grenze, an der das *ipse* die Frage nach seiner Identität ohne den Rückhalt und die Unterstützung des *idem* stellt“ (*Ricœur* 1990, 150).

Das öffnet einen Raum zu Neuem, neuen Refigurationen, wie *Ricœur* schon in „Zeit und Erzählung“ ausführte: „Vom Selbst läßt sich [...] sagen: es wird durch die reflexive Anwendung der narrativen Konfiguration refiguriert. Im Unterschied zu der abstrakten Identität des Selben kann die für die Ipseitität konstitutive narrative Identität auch die Veränderung und Bewegtheit im Kontext eines Lebens einbeziehen. Das Subjekt konstituiert sich in diesem Fall als Leser und Schreiber seines Lebens zugleich. Wie die literarische Analyse von Autobiographien bestätigt, wird eine Lebensgeschichte unablässig refiguriert durch alle die wahren und fiktiven Geschichten, die ein Subjekt über sich erzählt. Diese Refiguration *macht das Leben zu einem Gewebe erzählter Geschichten*“ (Temps et récit, vol III, 1985, 390, meine Hervorhebung).

Diese subtilen Analysen zeigen die ganze Ärmlichkeit und Falschheit – letztlich Irrigkeit psychoanalytischer/tiefenpsychologischer Persönlichkeitstheorien zu Konzepten wie Selbst, Ich, Identität und die Problematik der damit verbundenen Behandlungspraxis.

Für eine Identitätstheorie im sozialinterventiven bzw. therapeutischen Kontext bzw. für eine Identitätstheoretisch fundierte Therapie ist dieses Moment „*narrativer Identität*“ - etwa narrativer Arbeit mit Biographie, Biographie und Erzählprojekten, die auf „narrative Wahrheit“, statt auf „historische Wahrheit“ fokussieren (*Petzold* 1991o, 2003g), von kardinaler Bedeutung. Diese Arbeitsformen, z. B. die „narrative Praxis“ der Integrativen Therapie (*idem* 2001b), bauen auf die Idee der „Offenheit der Ipseität“, die nur möglich wird, weil es eine prinzipielle „Offenheit zum Anderen“ bzw. zu Anderen gibt.

Der Ertrag der *Ricœurschen* Selbst- und Identitätstheorie, von der hier nur einige Aspekte aufgezeigt werden konnten, die für den „Integrativen Ansatz“ besonders bedeutsam sind und unsere eigenen identitätstheoretischen Überlegungen philosophisch unterfangen, kann nur verbunden mit seinen narrationstheoretischen Arbeiten (*Ricœur* 1983, 194, 1985) vollauf gewertet werden und muß in praktische Umsetzungen einfließen (vgl. meine erzählpraxeologische Arbeit *Petzold* „et al.“, 2001b). Das *Ricœursche* Denken zu diesen Themen könnte ohnehin für die Praxeologie und Praxis von interventionsbezogenen Ansätzen wie Psychotherapie und Supervision erheblich sein, würden seine Ideen – über den Integrativen Ansatz hinaus - rezipiert. Das Identitätsthema ist allerdings in diesen Bereichen – insbesondere dem der Supervision - „unterbelichtet“ (*van Wijnen, Petzold* 1993). Für den „Integrativen Ansatz“ und den Autor, der mit *Ricœur* und seinem Denken und Schaffen seit den Studientagen im Paris der 60er Jahre bis heute vertraut ist -, war das „Identitätsthema“ seit Beginn unserer therapeutischen und dann Anfang der siebziger Jahre der supervisorischen Arbeit in Theorie und Praxis stets auf vielfältigen Ebenen – sozialwissenschaftlichen, klinischen, philosophischen - präsent: u.a. durch *Moscovici, Moreno, Bakhtin, Vygotsky*. Und so war

Identität auch schon vor den Identitätstheoretischen Arbeiten des großen Hermeneutikers - für die Integrative Therapie ein zentrales Thema (Petzold, Heini 1980; Petzold, Mathias 1983; Petzold 1982v).

Ricœurs Analysen haben in neuer Prägnanz die *Doppelqualität von Identität* philosophisch herausgearbeitet: *Selbigkeit* und *Selbstheit*, das Paradox des Wandels in der Beständigkeit bzw. des beständigen Wandels in einer hinlänglichen Permanenz. Sie haben die Dimension des *Anderen/Fremden im Eigenen* und der Anderen in der Identität in einem philosophischen Diskurs, der den psychologischen und therapeutischen in fruchtbarer Weise fundieren kann, differenziert begründet – das zeigt insbesondere das Konzept der „narrativen Identität“. Er hat aufgewiesen, daß Identität vom persönlichen Handeln (handlungstheoretische Dimension) und Sprechen (sprachtheoretische Dimension) sowie vom Erzählen (narrationstheoretische Dimension) bestimmt ist, daß ethiktheoretische Dimensionen damit nicht ausgeklammert werden können (verantwortetes Handeln, Einlösen von Versprechen) und daß Identität eingebunden ist in einen kollektiven Grund (ontologische Dimension). Für den Kontext klinisch therapeutischer Arbeit wurde im Integrativen Ansatz narrativer und dramatischer Behandlungsmethodik in konsequent sozialwissenschaftlicher Ausrichtung, aber durchaus unter Rückbindung an den philosophischen Diskurs (anschlußfähig zu Ricœur), eine diskursiv-narrative und eine *dramatisch-aktionale hermeneutische Perspektive* (Petzold 1982a/1992a, 903 ff.) differenziert, die in den narrationsorientierten und aktionalorientierten therapeutischen Arbeitsformen des Integrativen Ansatzes zum tragen kommen.

1.3.2 Die Anderen, Erzählungen, „narrative Identität“ und „persönliche Souveränität“ – eine sozialwissenschaftliche hermeneutisch-diskursive Perspektive

In der *narrativen Identität* öffnet sich das *ipse* zum Anderen, Fremden hin, einerseits über „Identifikationen mit Werten, Normen, Idealen, Vorbildern, Helden, in denen Person und Gemeinschaft sich wiedererkennen. Das Sich-in-etwas-Wiedererkennen trägt zum Sich-an-etwas-Wiedererkennen bei ... Dies beweist, daß man ohne das ipse das idem der Person nicht zuende denken kann ...“ (Ricœur 1990, 146f), andererseits nimmt die *narrative Identität* diesen Anderen auch in sich hinein und schließlich findet sich jenseits „verinnerlichter Anderer“ ein *Anderes im Eigenen*. Damit steht auch eine „doppelte Alterität“ im Raum: die „Andersheit des Anderen“, den ich mir etwa zum Vorbild nehme, aber auch eine „eigene Andersheit in mir“, in dem sich wandelnden, wandlungsfähigen *ipse*. Allein schon in der von mir vornehmbaren Unterscheidung des „Leibes, der ich bin“ vom „Leibe, den ich habe“, liegt eine nicht zu übergehende Alterität. Zu ihr führt der große, und vielfach übersehene frühe Leibphilosoph *Marie François Pierre Gonthier de Biran* (1766 – 1824) hin. *Maine de Birans* (1954) Verständnis der inneren Vielfalt des Körpers, der Gewißheit des Eigenleibes jenseits der Vorstellung, „der als Vermittler zwischen der Intimität des Ich und der Exteriorität der Welt“ fungiert (Ricœur 1990, 372), führt neben *Husserls* Leibanalysen (Cartesianische Meditationen § 49) zum Konzept des „Leibes als Paradigma der Andersheit“ (Ricœur 1990, 375), in dem die „Selbstheit eine ‚eigene‘ Andersheit impliziert ..., deren Grundlage der Leib ist“ (ibid.). Eine „eigene Andersheit“ inhäriert also dem Selben. Zudem ist mein „Leib zugleich ein Körper unter anderen Körpern“ (ibid. 376) im „Netz der Intersubjektivität verflochten, ein Anderer unter allen Anderen“ (ibid. 377).

Man muß nicht Ricœurs ontologischer Argumentation – die ohne metaphysische Spekulationen auszukommen sucht (ibid. 410) und auch auskommt – mitvollziehen, um den *Anderen* in den *Diskurs des Selbst* hineinzuholen. Allerdings läßt sich unser zu Eingang vorgetragener evolutionsbiologischer Exkurs im Sinne *multidiskursiven Vorgehens* gut mit seiner Argumentation verbinden: „Daß der Andere von Anfang an vorausgesetzt ist, das beweist zum ersten Mal die epochè mit der die Analyse [Husserls] beginnt: Irgendwie habe ich immer schon gewußt, daß der Andere keines meiner Denkobjekte ist, sondern, ein Subjekt des Denkens so wie ich, der mich als einen Anderen als er selbst wahrnimmt; daß wir uns gemeinsam auf die Welt als eine gemeinsame Natur richten, weiterhin gemeinsam Gemeinschaften von Personen aufbauen ...“ (ibid. 383f). Und genauso ist der für Ricœur – hier in der Auseinandersetzung mit *Heidegger* und *Levinas* vorgetragene – Diskurs über die Rolle des Gewissens, in dem sich auch die Anwesenheit des Anderen/der Anderen zeigt, mit soziopsychologischen und soziologischen Diskursen zu den Bereichen Sozialität und Kultur, Sozialisation und Enkulturation zu verbinden (s.u.).

„Narrative Erfahrungen“ durch das Hören von Geschichten aus der eigenen Biographie durch den Mund Anderer (Eltern erzählen Kindern aus der Kleinkindzeit), durch das eigene Erzählen von lebensgeschichtlichen Ereignissen (Ich erzähle meinen Kindern aus meinem Leben) schaffen eine „involvierte Distanz“ zur eigenen Lebensgeschichte, involviert, weil eine wirklich losgelöste, historisch „objektive“ Betrachtung – eine wertfreie zumal – nie gänzlich gelingen kann. Es bleibt eine „narrative Wahrheit“ (Spence 1982), die aber dennoch das quasiobjektive „me“ ermöglicht: „It’s me“, das ist ein „erkennendes In-den-Blick-nehmen meiner selbst“ als meiner leibhaftig erlebten Vergangenheit und Gegenwart, ja meiner erträumten oder geplanten Zukunft.

Die *Narrationen* ermöglichen die Erfahrung meines „Selbstes als ein Anderer“ (Ricoeur 1990), der ich doch selbst bin, und bei diesem Geschehen, das für das Erfassen von Identitätsprozessen zentral ist, muß das soziale Moment der Erzählung, die *Erzählgemeinschaft*, stärker hervorgehoben werden, als dies gemeinhin geschieht. Identitätsgewinn und -bewahrung gelingt nicht durch solipsistisches Autonomiestreben. „Autonomie“ vom psychoanalytischen Diskurs als Ideal hochgehalten ist in der integrativen Perspektive eher ein fragwürdiger Wert, denn wo kämen wir hin, wenn jeder nach seinem Gesetz, seinem Nomos leben wollte. „Souveränität erscheint uns als ein besserer Begriff (Petzold 1998a).“ Identität ist immer eine ausgehandelte“ (Petzold 1971, 19). – das wird aus dem bisher Ausgeführten deutlich. Sie artikuliert sich in Ereignissen der *Abgrenzung* und *Angrenzung* als Phänomen der Grenzbestimmung mit anderen Subjekten und ihren Identitätsräumen, die im Integrativen Ansatz auch als „Territorien“, als Orte *koreflexiv, diskursiv, polylogisch* ausgehandelter „*persönlicher Souveränität*“ (Petzold 1998a) bezeichnet werden, wo ein Souverän, das Subjekt, über seinen Raum, seinen Freiraum, seine persönliche Sphäre bestimmt bzw. sie mit angrenzenden Subjekten aushandelt oder auszukämpfen sucht.

1.3.3 Identität und das Handeln in Lebensdramen und Rollen – eine sozialwissenschaftliche dramatisch-aktionale Perspektive

Identitätsstiftende Narrationen haben damit ein aktionales, ein *dramatistisches* Moment. Sie berichten von Handlungen, Verhandlungen, Lebensdramen (von griech. *ἔργον*, handeln) und legen sie aus, setzen sich „*exzentrisch*“ zum Geschehen in Beziehung und „besprechen“ es – eine kollektive Hermeneutik, die Identität zu einer *interpretierten* macht („*Das war wieder typisch für ihn, er ist eben ein Draufänger !*“ – „*Ich habe dann kurzen Prozeß gemacht, ich bin eben ein Draufgänger*“). Erzählungen und Berichte in Erzähl- und Gesprächsgemeinschaften sind selbst „*Sprechhandlungen*“ und können, wenn über sie selbst erzählt wird, in einer „Erzählung über die Erzählung gestern abend“, eine Metainterpretation erfahren. Und wenn es dabei um eine konkrete Person geht, festigt sich damit ein „Bild“, das man sich von ihr macht, gewinnt ihre „soziale Identität“ Prägnanz. („*Und da hat man von ihm erzählt, was für ein Draufgänger er sei, und das ist er ja auch !*“ – „*Man erzählt sich schon, was für ein Draufgänger ich bin, und da haben sie auch Recht !*“).

Identität gründet in der *Matrix sozialer Gruppen*, in der Praxis sozialen Handelns, im gemeinsamen Erzählen als Handlung und Interpretation – seit den Anfängen der Hominisation. Ich habe auf die Verschränkung von *diskursiv-narrativer* und *dramatistisch-aktionaler* gemeinschaftlicher Hermeneutik hingewiesen (idem 1992a, 903ff), in der soziale Rollen und soziale und persönliche Identität gründen, und die es gibt, seit dem exzentrische, verständige Menschen miteinander in *sinn-* und *bedeutungsvoller* Weise Handeln und Sprechen – Grundvoraussetzung jeglicher psychotherapeutischen Arbeit. Natürlich ist es noch ein Schritt, um von den faktisch im Lebensvollzug geschehenden Rolleninteraktionen und Identitätsprozessen zu einer „Vorstellung“ und einem „Konzept“ von Identität (Rolle, Selbst, Persönlichkeit, Charakter etc.) zu kommen, einer Ebene der Reflexivität und Metareflexivität, die soziale Phänomene „auf den Begriff“ bringt und die Begriffe in Form von „Theorien über das Leben, den Menschen, die Gesellschaft“ konnektiviert und kontextualisiert. Damit wird auch deutlich, daß die inhaltliche Bestimmung von Begriffen wie *hypostasis, persona*, von *Selbst* oder *Identität* immer abhängig sind von dem gesellschaftlichen Kontext, aus dem sie hervorgehen, vom Grad seiner Differenziertheit und Reflektiertheit, seiner kulturellen Vielfalt und Elaboration. Als Gesellschaft arbeitsteilig wurde, die biologisch disponierten Führungspositionen (Petzold 2002 I, Petzold, Orth 2004b) sich zu gesellschaftlichem Status verfestigten, Funktionen zu Positionen, zu Rängen, Ständen institutionalisiert wurden, entstand sozial definierte und *fixierte Identität*: fixiert als die des Adligen, des Priesters, des Bauern, des Knechts etc.

Die Differenzierung von Gesellschaften führte zum Entstehen von Formen rituellen darstellenden Spiels (*Jeanmaire* 1952), des Theaters mit dem Drama, mit Komödie, Tragödie als Medien, vermittelt derer sich Gesellschaft selbst „in den Blick zu nehmen“ vermag. Sie gründen in einer neuen Qualität gesellschaftlicher Identitätsprozesse und tragen zugleich zu ihnen bei – und hierin liegt u.a. die Bedeutung dieser „darstellenden“ Kunstformen für den „Prozeß der Kultur“. Identitätsrelevante Konzepte finden denn auch seit der Antike im Kontext des Dramas Ausdruck, so etwa die „Bühnenmetaphern“, die den Kosmos als *Bühne* (*σκηνή*), das Leben als *Erzählung* (*πάροδος*), als Spiel, als „*mimus vitae*“ sehen, in dem jeder seine *Rolle*, seinen *Part (pars)* spielt: als Bauer, Krieger, König. Diese Identitäten, die von den Göttern gegeben/verfügt sind, wie bei *Plato*, oder vom Geschick zugewiesen (*assignare*), wie bei *Seneca*, oder von dem großen Weltpoeten, der Providentia, zugeteilt (*distribuere*), wie bei *Plotin*, oder vom Christengott dem Menschen auf der Lebensbühne gegeben (*dare*), wie im „Policraticus“ des *Johannes von Salisbury* oder im „Großen Welttheater“ des *Calderon de la Barca*, zeigen diese Entwicklungen deutlich. Ich habe sie in meiner Arbeit zum „Welttheater“ (*Petzold* 1982o) historisch rekonstruiert. Die Identitäten sind *festgeschrieben* vom Kaiser bis zum Bettler, und erst wenn im Tode der Vorhang fällt, und jeder nackt darsteht, ist auch jeder gleich, in einer allgemeinen, menschlichen Identität dem Gericht und der Gnade Gottes überantwortet. Im Rahmen der Renaissance verändert sich dieses an den starren Strukturen der antiken Gesellschaft und mittelalterlichen Ständeordnung orientierte Identitätskonzept. Bei *Shakespeare* sind es die gesellschaftlichen Kräfte, durch die die Rollen (gesehen als konkrete, leibliche Verhaltensweisen) verteilt, soziale Identitäten konstituiert werden werden (*ibid.* 31ff), Entwicklungen, die mit dem allmählichen Zerbrechen der ständischen Gesellschaft zu einer immer größeren gesellschaftlichen Flexibilisierung führen.

Rousseau sieht als Grundlage jedweder Identitätsrealisierung die Qualität des Mensch-Seins: „Wer dafür gut erzogen wurde, der kann jeden Beruf, der damit zusammenhängt, nicht schlecht ausfüllen. Ob mein Schüler Soldat, Priester oder Anwalt wird, ist mir einerlei“ (*Rousseau* 1762/1969, 250f) – der Bauer oder Handwerker taucht bezeichnender Weise nicht in dieser Textpassage des Bildungstheoretikers auf, der propagiert, Kinder so zu erziehen, daß sie, gleich wie das Schicksal spielt, „ihren Platz wechseln“ können (*ibid.*), eine andere Identität zu realisieren vermögen. Ihnen wird damit die *Chance selbstbestimmter Identität* eingeräumt. Sie gewinnen eine Freiheit, ihr Schicksal, ihre Identitäten – zu wählen, ihre Identität zu bestimmen bzw. zu gestalten, was natürlich eine exzentrische Positionalität (*Plessner*) erfordert, und zwar eine höchst differenzierte, die gesellschaftliche Statusgefüge, Rollenbewertungen, Identitätsattributionen zu erfassen und zu beurteilen vermag. Das ist zum Beispiel eine Aufgabe, die sich jedem Menschen bei seiner Berufswahl stellt, eine Aufgabe, die für Viele, besonders für Jugendliche, so schwierig ist, daß sie „*Beratung*“ brauchen (*Petzold* 2003b). Je größer die Freiräume von Gesellschaften sind, je breiter die Flexibilisierungsmöglichkeiten sind, die sie einräumen, je höher die Flexibilitätsanforderungen sind, die sich gesellschaftlich stellen, desto vielfältiger, fließender (mit Fow-, Fluency-, Konflux-Qualitäten ausgestattet, vgl. *Petzold* 1998a; *Csikszentmihaylyi* 1985) kann sich Identität realisieren – oder sie muß es sogar –, wie *Sennett* (1997) mit seinem Werk „Der flexible Mensch“ für die Situation im „Turbokapitalismus“ der radikalisierten Moderne aufgezeigt hat. Wieder ist die gesellschaftliche Situation im Identitätskonzept gespiegelt, wie ich es für die modernen Rollen- und Identitätstheorien aufgezeigt hatte (*Petzold, Mathias* 1983, 176ff).

Den Menschen als *Spieler von Rollen* in den *Dramen des Lebens* mit ihren verschiedenen *Stücken* und *Szenen* auf unterschiedlichen gesellschaftlichen *Bühnen* im großen *Theater dieser Welt* zu sehen, das ist eine große Tradition *dramatistischen* Denkens, die in vielen Hochkulturen zu finden ist und besonders – wie erwähnt - in den Diskursen des Abendlandes von *Plato* über *Plotin*, *Johannes von Salisbury*, *Calderon de la Barca*, *Shakespeare* bis in die Gegenwart etwa bei *Pirandello* oder *Unamuno* präsent ist.

Jacob L. Moreno einer der zentralen Referenztheoretiker des Integrativen Ansatzes (*Petzold* 2002h), kommt das Verdienst zu, Formen der Psychotherapie entwickelt zu haben, die im Unterschied zur individuumszentrierten, monadistischen Sicht von *Sigmund Freud* den Menschen als „*interactor*“ in „*sozialen Netzwerken*“ – Geflechten von korrespondierenden Rolleninteraktionen und Kommunikationsakten – sieht: **Gruppenpsychotherapie Psychodrama, Soziodrama.** In diesen Therapieformen, die beständig **Szenen** und **Stücke**, d.h. „**dramatistisch-narrative Interaktionseinheiten**“ im „sozialen Mikrokosmos“ von Gruppen als speziellen Bühnen der komplexen

gesellschaftlichen Wirklichkeit inszenieren, gestalten, verändern, so daß Rück- oder Auswirkungen in andere Stücke zu anderen Szenen hin möglich werden, *verkörpern (embody)* Menschen **Rollen** und reagieren auf von anderen Menschen verkörperte „*counter rôles*“ (Moreno 1983). Alle Beziehungen werden als „interpersonale“ gesehen, die durch ihre positiven oder dysfunktionalen Qualitäten über Gesundheit und Krankheit, über Besserung oder Verschlimmerung, Heilung oder Chronifizierung entscheiden, womit die *soziale Realität* in ihrer Vernetztheit als *multikausale Größe* in den Fragen um Pathogenese und Salutogenese die zentrale Stelle erhält, die sie verdient. *Morenos* Paradigma war ein sozialpsychiatrisches – er muß als der Begründer moderner Sozialpsychiatrie angesehen werden. Es wies den Weg zu einer Sicht, die ich als „**klinische Sozialpsychologie**“ bezeichnet habe, und die auch die Wege für das **Identitätskonzept** in seiner ganzen Relevanz für klinische Fragestellungen eröffnet hat. Im soziologischen und sozialpsychologischen Konzept der „Rolle“ verbinden sich individuell-persönliche und kollektiv-gesellschaftliche Wirklichkeit in Detailsektoren (d.h. in den jeweiligen Rollen, die immer vor dem Hintergrund des „Rolleninventars“ und des „Rollenrepertoires“ aktuell spielbarer Rollen gesehen werden müssen, vgl. *Petzold, Mathias* 1993; *Heurig, Petzold* 2004). In ganz ähnlicher Weise sind in Idee und Begriff der **Identität** als einem sektorenübergreifenden, alle Rollen einschließenden Konzept die *Einzigartigkeit (Unizität)* des Individuums und seine *Vielfältigkeit (Plurizität)* zusammengebunden, einerseits seine selbstbestimmte Qualität einer persönlich-biographischen Lebensgestalt und andererseits seine mannigfache soziale Bestimmtheit durch multiple gesellschaftliche Wirklichkeiten.

Moreno hatte sich nur mit der Handlungsseite von Rollenprozessen befaßt und noch nicht gesehen, daß handlungstheoretische Betrachtungsweisen in sprachtheoretische einmünden und vice versa, wie es *Ricœur* (1990) zeigt und der Integrative Ansatz in seiner Praxeologie umsetzt, weil *Sprache Handeln* ist und kooperatives Handeln immer hermeneutische Prozesse der Verständigung und Interpretation von Interaktionen in Szenen und Stücken, ja dieser „**dramatistisch-narrativen Interaktionseinheiten**“ selbst verlangt und zum Hintergrund hat. Hier hat die Integrative Therapie den Ansatz *Morenos* weitergeführt.

1.3.4 Identität in einer transversalen Moderne

Identität ist im Kontext der Modernisierungsprozesse zu sehen, die ihrem Verständnis neue Interpretationsrahmen gegeben haben (*Gergen* 1996; *Giddens* 1990, 1991), in denen die Begriffe **Narrativität** (vgl. *McLeod* 1997; *Petzold* 2003g; *White, Epston* 1990 und die Studien von *Gergen* und Mitarbeitern), **Pluralität** (*Bilden* 1997; *Rowan, Cooper* 1999; *Parker* 1999; *Petzold* 2002c), **Gender** (*Benhabib* 1992; *Butler* 1990; *Chodorow* 1996; *Kristeva* 1989; *Nicholson* 1983; *Petzold, Sieper* 1998) - nicht zuletzt durch die Arbeiten feministischer und dekonstruktivistischer TheoretikerInnen (*Rosenthal-Shumway* 1994; *Byrne, McCarthy* 1999; *Swan* 1999) – Einfluß gewonnen haben. Auch Arbeiten zu „Leiblichkeit“ (*Petzold* 1974j, 1985g, r) – eine Thematik, die in jüngster Zeit (*Crossley* 1994, 1995; *Gugutzer* 2002; *Böhme* 2002) vermehrt Beachtung findet – gehören hier hin. Das alles sind Themen, die in der „Integrativen Identitätstheorie“ in vielfältigen Publikationen Niederschlag gefunden haben, z.T. erstmalig thematisiert wurden (z. B. „Leiblichkeit und Identität“ *Petzold* 1974j, 296; *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994; *Orth* 2002 oder „Identitätsentwicklung“ im „life span paradigma“, idem 1990e, m, 1999b). Wie könnte es auch anders sein, denn der „Integrative Ansatz“ wurzelt im Milieu der postmodernen Diskurse (*Petzold* 2002h) und versteht sich selbst als Ausdruck einer sich beständig überschreitenden „transversalen Moderne“ (idem 2000h). Eine solche Einbettung in einen „Zeitgeist“ (idem 1989f) mit seinen Einflüssen auf individuelle und kollektive Denkstrukturen oder eine „kulturelle Orientierung“ – diese Arbeit z. B. ist zweifelsohne „eurozentrisch“ – zu distanzieren, ist nicht einfach, aber darum wird es gehen müssen, gerade bei einem Thema wie dem der Identität und einer Arbeit, die ggf. identitätsorientierte Diagnostik (*Kames* 1992; *Petzold, Orth* 1994) und Therapeutik (*Petzold, Heintz* 1980, *Petzold* 1993p) fundieren soll, um „Identitätsideologien zu Lasten von PatientInnen“ zu begegnen.

Beklagten *Miller* (1963) und *Zavalloni* (1976) noch den „Zwangscharakter“ der herkömmlichen Identitätskonzepte (in der Folge von *E.H. Erikson*) für die Verwirklichung „weiblicher Identität“, so hat sich diese Situation heute wesentlich geändert (*Tatschmurat* 1980; *Orth* 2002). Glaubte *Adorno* (1967, 292) noch, sich gegen den „Zwangscharakter der Identität“, ihren einengenden „Konsistenzzwang“ abgrenzen müssen, so liegen die Schwierigkeiten heute in den sich beständig akzelerierenden Modernisierungsprozessen eher bei Problemen der *Identitätsdiffusion* und *Hyperflexibilisierung*

(Gergen 1996; Giddens 1991; Keupp, Höfer 1997; Sennett 1997), der Patchworkqualität von Identität (Keupp et al. 1999).

Der Zwang zum beschleunigten Wandel, zur jobbedingten Mobilität führt zur Auflösung von Stabilitäten bis hin zur „Nomadisierung“: man zieht von Projekt zu Projekt, von Baustelle zu Baustelle, hat nur bei Anwesenheit irgendeinen freien Schreibtisch in der Firma, ist dann „resident“ und ist ansonsten „Nomade“, man ist in permanenter Jobrotation, in Zeit- und Leiharbeitsfirmen beschäftigt etc. Derartige Situationen und Strukturen bringen heute Menschen in ihrer diskursiven und koreflexiven **Identitätsarbeit** in die prekäre Lage, „hinlängliche Stabilität bei größtmöglicher Flexibilität“ zu gewährleisten, und das auf einem globalen gesellschaftlichen Hintergrund, der durch die Explosion gesellschaftlicher Wissensprozesse (und natürlich auch globaler ökonomischer Kräfte) eine kaum zu bewältigende „Komplexität in beständiger Beschleunigung“ produziert, die auch durch Globalisierungsgegner nicht mehr angehalten werden kann. Sie muß vielmehr durch eine kollektive, *mundane Hyperreflexivität* beantwortet werden, die weltweit Anstrengungen von besonnenen Menschen in *allen Bereichen* gesellschaftlichen Lebens erfordert, Komplexität zu reduzieren und umsetzungskonkret zu managen. Für den Einzelnen und sein Netzwerk heißt das:

„*The reflexivity of modernity extends into the core of the self. Put in another way, in the context of a post-traditional order, the self becomes a reflexive project*“ (Giddens 1992, 32).

Damit wird deutlich: **Identität** ist auch als Konzept in eine Prekarität geraten, wie die recht lebendige und z.T. kontroverse Diskussion in Soziologie und Sozialpsychologie zeigt (Assman, Friese 1998; Böhme 1998; Frankfurt 1999; Giddens 1991; Keupp 1999; Rösen et al. 1998; Straub 1998 usw.), eine Diskussion, die allerdings im Bereich der Psychotherapie kaum aufgenommen wurde und keinen Widerhall fand. Offenbar ist die „*prekäre Situation moderner Identität*“ im psychotherapeutischen Feld kein Thema. Für die „Integrative Therapie“, die sozialisationstheoretische, entwicklungspsychologische und klinisch-psychologische Perspektiven zu verbinden versucht, weil sie sie für ihr persönlichkeits-theoretisch fundiertes Therapiemodell als unverzichtbare Perspektiven, ja als konstitutive Elemente ansieht, bildet indes das Identitätsthema einen Kernbereich ihres Interesses und ihrer Ausrichtung: Ihr geht es darum, einerseits Menschen zu unterstützen, deren Identitätsprozesse gefährdet sind, deren Identität beschädigt wurde und andererseits darum, Menschen zu begleiten, die „**sich selbst zum Projekt gemacht haben**“ (Petzold 1988t, 2001b) und mit ihren relevanten Mitmenschen im Netzwerk, im „Konvoi“ auf dem Lebensweg (Hass, Petzold 1999) – und anders wird es nicht gehen – ihre Identität zu bewahren, zu gestalten, zu entwickeln bemüht sind. Denn einfach wird das nicht werden. Die bedrohlichen Kontexte sind für viele Menschen an vielen Orten dieser Welt höchst belastend, so prekär, daß ihre Identität zu zerbrechen droht: „Das Zerbrechen von Lebensgestalt setzt den Menschen schutzlos der Geschichte aus bzw. umgekehrt: die Uebermacht gesellschaftlicher Existenz zerbricht die bewahrende Lebensgestalt“ (Böhme 1990).

Eine individualisierte Lösung für diese Problemlage im Sinne einer privatistisch „reflexiven und damit selbstbewußten Politik des Lebensstils, durch die Identität erzeugt wird“ (idem 1998, 115), wird nicht greifen, geht es doch vielfach um einen „verzweifelden Kampf gegen Identitätsverlust“ (ibid.), eine Monomachia, in der der Einzelne verloren ist. Diese düstere, aber durchaus berechnete Vision von Gernot Böhme, die natürlich von der gedanklichen Berücksichtigung der globalpolitischen und ökonomischen Kontexte bestimmt ist, verlangt – selbst auf der Mikroebene therapeutischer Arbeit in der Dyade oder in kleinen Gruppen, die immer auch Identitätsarbeit, Arbeit an „beschädigter Identität“ (Goffman 1963) ist – Antworten, Modelle, Strategien, die den übergeordneten Kontext mit reflektieren. Denn:

Die „Identitätsarbeit“ des personalen Selbst ist grundlegend für Gesundheit, Krankheit und Persönlichkeitsentwicklung des Subjekts, aber nicht anders zielführend denkbar als im Rahmen kollektiver Arbeit an identitätssichernden Kontexten, als in Projekten „kollektiver Identitätsarbeit“. In dieser „doppelten Identitätsarbeit“ – der individuellen und kollektiven – und durch ihre koreflexiven, polylogischen und kokreativen Prozesse, macht der Mensch „**sich selbst zum Projekt**“ der „Selbstverwirklichung mit seinem relevanten sozialen Netzwerk“ und sieht zugleich dieses Netzwerk und sein „Gemeinwesen als Projekt“, für dessen gutes Gelingen er sich engagiert. Er hat nämlich erkannt, daß seine persönliche Identität sich in seinem sozialen Kontext realisiert und er für seine Identitätsprozesse auf die Unterstützung und Hilfe seiner Mitmenschen angewiesen ist, er deshalb zu *ihren Identitätsprozessen* und zum *Wohl des Gemeinwesens* – dessen Sicherheit, Gerechtigkeit und Lebensfähigkeit – beitragen muß.

Dies ist ein schon sehr altes Wissen, wie das oben (1. 2) zitierte *Demokrit*-Fragment (fr. 252) zeigt.

Diese Betonung des Gemeinwohls für das Individualwohl, der Sicherung der Identität des Gemeinwesens für die Identitätssicherheit des einzelnen Subjekts ist gerade in einer Zeit der Umstrukturierung regionaler Gemeinwesen, ja Staatsgebilde im Zuge der Europäisierung und Globalisierung in der Spätmoderne (Giddens 1992) bzw. radikalisierten Moderne von herausragender Bedeutung, wenn man nämlich erkannt hat, wie stark die persönliche Identität von der kollektiven abhängt. Durch die akzelerierten gesellschaftlichen Veränderungen, die ungeheure Wissensproduktion, die gigantischen technischen Fortschritte, die exorbitanten Vernichtungspotentiale, die von totalitären Staaten, Organisationen des *Megaterrorismus*, aber auch von selbstherrlichen Großmächten (Petzold 2003c; Petzold, Orth 2004b) mißbraucht werden können, wird allmählich der „transversale Charakter der Moderne“, die sich beständig selbst überschreitet, unmittelbar erfahrbar. Ich habe genau deshalb von „**transversaler Moderne**“ gesprochen (idem 2002h). Ihre Transgressionen haben ein konstruktives Potential, ermöglichen Erkenntnisfortschritt, Verbesserung inhumaner Lebensverhältnisse, Sicherung von Frieden etc., aber auch in gleicher Weise ein immenses Destruktionspotential durch Fortschritte der Waffentechnik oder die Auswirkungen globaler Finanzspekulation und ökologischen Raubbaus, aber auch unkontrollierte oder unbesonnen forcierte Entwicklungen in Wissenschaft und Technologie bringen ein erhebliches Problempotential (vgl. Bioethikdebatte). Eine besondere Gefahr liegt in einem „überhitzt beschleunigten“ Tempo der Transgressionsdynamik in den verschiedenen Bereichen der globalen Gesellschaft, von der natürlich auch die regionalen Verhältnisse betroffen werden. In ihr verändern sich Identitäten in immensem Ausmaß, kommen neue Identitätstypen auf, müssen neue Formen von Identität, ja der Identitätskonstitution gefunden werden, und das hat für Psychotherapie – insbesondere für biographisch orientierte wie im tiefenpsychologisch orientierten Paradigma, in der Psychoanalyse oder auch im humanistisch-psychologischen Bereich, z. B. der Gestalttherapie – immense Auswirkungen. Böhme hatte 1990 eine Problemanalyse gegeben, die sich als zutreffend erwiesen hat. Er führte folgende „Faktoren zeitgeschichtlicher Beschädigungen von Lebenszusammenhängen“ auf (Böhme 1998, 115):

- „ - das endgültige Zusammenbrechen ständischer Ordnungen,
- die durch politische oder ideologische Umbrüche bedingte Verleugnung von Identifikationen,
- die Exterritorisierung von Widersprüchen,
- die Ausfalljahre,
- das Zerbrechen von Kontinuität, Karriere, das Obsoletwerden von Normalbiographien,
- die totale Mobilität und der Verlust regionaler Bindungen,
- das Fehlen von vorher und nachher, der Vergangenheits- und Zukunftsperspektiven,
- und schließlich, was für einen wachsenden Bevölkerungsanteil bedeutsam wird: die Migration“ (ibid.).

Sinnverlust (Petzold 2001k; Petzold, Orth 2004a), Werteverfall, soziale Katastrophen, Anstieg kollektiver Gewaltbereitschaft auf der Mikro- und Makroebene (idem 2003d) kommen als identitätsbedrohende Momente hinzu. Allein schon das „Obsoletwerden von Normalbiographien“ (Böhme 1990) verlangt nach neuen Ansätzen in den aktuellen Therapien in Theorie und Praxis – **identitätstheoretisch begründete!** Sie müssen sich konkret in den Therapien mit den extremen Individualisierungstendenzen der Spätmoderne, ihrer „Tyrannei der Intimität“ (Sennett 1994), die sich in den PatientInnenbiographien (Riemann 1988) und den Lebensstilen von PatientInnen zeigen, auseinandersetzen und auch mit dem Faktum, daß viele Formen der anerkannten Psychotherapieverfahren mit ihren Mythen, Ideologemen und ihren Praxeologien geradezu eine Ausdrucksform solcher solipsistischer Individualisierung sind (Petzold, Orth 1999), wie Kritiker von Berger und Luckmann (1970) bis Sennett aufzeigen. Die Auseinandersetzung mit dieser Situation, wird eine schwere kollektive Arbeit für die „communities of psychotherapists“ erfordern und es steht zu befürchten, daß diese Themen weiterhin in breiter Weise vermieden werden.

Die extreme **Transversalität** der Zeitgeschichte, rapide wechselnder *Zeitgeist*, dessen Bedeutung für die individuelle Biographie und damit für die persönliche Identität ich immer wieder betont habe (Petzold 1989f), wirkt in einer Weise, daß das Subjekt in seiner „persönlichen Hermeneutik“, die für sich eine *Interpretation* der oft höchst diffizil gewordenen eigenen Lebensgeschichte und -verhältnisse im Zusammenhang der ultrakomplex gewordenen kollektiven Geschichte und Weltverhältnisse zu leisten hat, um Identitäts- und Handlungssicherheit zu gewinnen, hoffnungslos überfordert werden kann. Geschieht diese Hermeneutik *gemeinschaftlich* mit Anderen, ist der Grad ihrer *Preka-*

rität geringer, wengleich nicht aufgehoben, da auch Interpretationsgemeinschaften überfordert sein können. Die damit aufkommende Gefährdung von Biographien und der ihnen zugrunde liegenden Identitätsprozesse ist u.a. von der Vielfalt möglicher Sinngabungen und Handlungsalternativen verursacht und schlägt sich nieder in einer grundsätzlichen *Fragilität* von Biographie/Netzwerk/Identität. „Fragile, because the biography the individual reflexively holds in mind is only one ‘story’ among many other potential stories that could be told about her development as a self“ (Giddens 1992, 55). Die Frage wird damit sein: Gelingt es Menschen als Individuen und Gruppen in ihren **Polylogen** – und diese sind wichtig, weil sie *privatistische Dialogik* überschreiten – vielfältige, multipel interpretierbare Biographien und biographische Kontexte zu Sinnsystemen von einer „hinlänglichen Konsistenz und Stabilität“ zu synthetisieren, daß damit auch eine „hinlängliche Stabilität und Konsistenz und zugleich Flexibilität von Identitäten“ gewährleistet werden kann? Gelingt es ihnen, sich in **kollektiver Identitätsarbeit** zu verbinden und Anstrengungen zu unternehmen, daß **gerechte Verhältnisse** (Petzold 2003d) hergestellt werden können? Zu versuchen, an diesen Fragen zu arbeiten, auf diese Fragen Antworten zu geben oder zu Antworten beizutragen - in praktischem Tun mit ihren PatientInnen und im kollegialen Kreis ihrer „professional communities“ - wird eine zentrale identitätssichernde Aufgabe für PsychotherapeutInnen werden, die sich diesen Problemen stellen.

2.1 Philosophischen Positionen - einige Ueberlegungen:

Der mehrperspektivische Zugang zur Anthropologie im „**Integrativen Ansatz**“, der in dieser Arbeit durch die bisher aufgezeigten unterschiedlichen Zugangsweisen schon verdeutlicht wurde, wird durch nachstehende, tentativen Umschreibung – eine von verschiedenen Ansätzen der Umschreibung, denn mit einer kann man nicht auskommen (Petzold 2003e) – nochmals unterstrichen:

„Der Mensch - als Mann und Frau - ist *Leibsubjekt* und Teil der *Lebenswelt*, ein Körper-Seele-Geist-Wesen, verschränkt mit dem sozialen und ökologischen *Kontext/Kontinuum* und fähig, darin und beeinflusst von ökonomischen Bedingungen, kollektiven Sinnmatrizen und den in ihnen wirkenden **Diskursen** durch **Ko-respondenz** mit relevanten Anderern ein personales *Selbst* mit emergierendem *Ich* und transversaler *Identität* auszubilden. Er steht über seine *Lebensspanne* hin in einem ‘herakliteschen’ Prozeß beständigen Wandels - verstanden als konnektivierende Differenzierung, Integration, Kreation, Überschreitung. Wenn dieser Prozeß gut verläuft, hat der Mensch die *Chance*, die Welt, die Anderen und sich selbst, d.h. seine sozialen Beziehungen und seine ökologische Bezogenheit, sein eigenes Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Wollen, Handeln mit seinen bewußten und unbewußten Strebungen immer besser verstehen zu lernen, ohne für sich jemals ganz transparent zu werden. Er erhält durch zunehmende *Exzentrizität* und *Sinnerfassungskapazität* die Möglichkeit, sein Begehren und seine Interessen hinlänglich zu steuern, an *Souveränität* zu gewinnen und in den inter- und transkulturellen Strömungen im Meer realer und virtueller Weltkomplexität immer besser zu *navigieren*. Er vermag dadurch persönlichen und gemeinschaftlichen *Lebenssinn* und vielfältiges *Wissen* zu erlangen, das er teilen und aus dem heraus er in die ‘Sorge für sich selbst und für Andere’ investieren *kann*, engagiert für die Gestaltung von freien, mit Anderen ausgehandelten vielfältigen Formen ‘*guten Lebens*’ und kokreativer Zukunftsentwürfe. Er vermag dieses *Wissen* aber auch zur Verwirklichung dominierender Macht bis hin zu Gewaltausübung und Destruktion von Mitmenschen oder Devolution von Mitwelt einzusetzen. Denn Menschen sind nicht einfach ‘vom Wesen her’ *gut*, sie können indes Gutes *wollen* und *tun* und sie vermögen - permanent Komplexität generierend und sich beständig selbst überschreitend - Schönes und Großartiges hervorbringen, ihre Hominität und Humanität zu entwickeln. Ob es ihnen gelingt, sich aus einer menschenfreundlichen Haltung und ökosophischem Bewußtsein heraus zu begrenzen, wird die Geschichte zeigen“ (vgl. Petzold 2003e).

Dies sind aktuelle *anthropologische Positionen* der „Integrativen Therapie“, deren Sustanz seit ihrer ersten Fassung in der sogenannten „Grundformel“ (Petzold 1965) erhalten blieb (idem 2003a, e), auch wenn unterschiedlich akzentuierende Umschreibungen erforderlich und erarbeitet wurden. All diese Perspektiven einer offenen, vielfacettigen, *transversalen Anthropologie ohne universalistische Geltungsansprüche*, vor denen Foucault (1998, 501) mit guten Gründen gewarnt hat, kommen in *Subjektkonstitutions-, Selbstentwicklungs- und Identitätsprozessen* zum Tragen. Das Leibsubjekt

als „Leibselbst“ erfährt sich mit Anderen in *Kontext* und *Kontinuum* und den darin wirkenden Kräften (ökonomische Interessessen, ideologische Diskurse).

In philosophischer Sicht erfolgt die **Subjektconstitution**, das sollte klar geworden sein, u.a. in Formen der reflexiven und koreflexiven Selbstobjektivierung bzw. durch die Reziprozität, das Wechselspiel von Subjektivierung und Objektivierung in selbstreferentiellen Prozessen: in eigenleiblichem Spüren, Selbstwahrnehmung, Selbsterleben, Selbstgefühl, Selbstreflexion (Petzold 1992a, 827f) weiterhin durch die Erfahrung der Mitmenschlichkeit und Zwischenmenschlichkeit, das Erleben der „Eigenheit“ als „Verschiedensein“ durch die „Andersheit der Anderen“, aber auch durch die „Ähnlichkeit des Anderen“ („Der denkt und fühlt wie ich!“), was keine Homologie bedeutet – Unterschiedlichkeiten bleiben –, aber Grundlage für Formen der Zugehörigkeit bietet: Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit, Mitmenschlichkeit – Mensch ist man nur als Mit-mensch.

Die eigene Subjekthaftigkeit wird mit der des Anderen erfahrbar. Das alles bietet die Basis einer „Selbstgestaltung“: in der Auseinandersetzung mit den Kontextbedingungen, dem Anderen und sich selbst, der Erarbeitung vielfältiger „Existenzstile“ (Foucault 1998, 496), einer „Kultur seiner Selber“ (ibid. 480ff), in der man zum „Bildhauer der eigenen Existenz“ wird und sein Leben gleichsam als ein Kunstwerk gestaltet (ibid. 70ff, 434ff). All diese Aspekte kommen im Konzept der „Selbsterfahrung“, der Theorie und Praxis von „Selbsterfahrungsprozessen“ in der therapeutischen und agogischen Arbeit im Integrativen Ansatz zusammen. In derartigen Prozessen permanenter *Differenzierung*, *Integration*, *Kreation* und *Transgression* (Orth 1993; Petzold, Orth, Sieper 1999; Petzold, Steffan 1999a, b) geschehen Erfahrungen des eigenen Selbst, die sich in sozialisationsvermittelten kulturellen Mustern und der Befreiung von ihnen vollziehen. Derartige Muster determinieren unsere vermeintliche Autonomie. Sie sind das, was Foucault (1998, 499) als „Wahrheitsspiele“ bezeichnete. In ihnen geht es um „die Konstitution des Subjektes“ mittels jener Verfahren, „durch die das Subjekt dazu gebracht wird, sich selbst zu beobachten, zu analysieren, zu entziffern“ (ibid. 500), also zum Gegenstand eines Wissens um sich selbst zu werden. *Selbsterfahrung* bedarf also selbst einer *metahermeneutischen* Betrachtungsweise, die die Hermeneutik der Selbstreflexion und -interpretation (etwa die der sogenannten „Tiefenhermeneutik“) noch einmal auf ihre Prämissen, ihre Ideologien, Mythologeme, ihre Wissenstypik und deren Herkommen hin untersucht (vgl. ausführlich Petzold, Orth 1999). „Kurz, es geht darum, den Modus der ‚Subjektivierung‘ zu bestimmen [...], gleichzeitig geht es aber auch darum, zu bestimmen, unter welchen Bedingungen etwas zum Objekt eines möglichen Wissens werden kann...“ (Foucault 1998, 499). Das bedeutet „theoretische“ Arbeit der Selbsterfahrung, Theorie als in *Ko-responsenzen* erlebte Erfahrung, als in Beziehungen erlebtes kognitives, emotionales, körperliches „Ereignis“ (ibid. 16) von „vitaler Evidenz“ (Petzold 1992a, 827, 916f, 1991e). Wie wir in der Patientenarbeit – und diese ist immer Beziehungsarbeit – „Theorie als Intervention“ verwenden (Petzold, Orth 1994), so gebrauchen wir sie auch in der Selbsterfahrung der Ausbildung etwa um das Erleben von *Heterotopien*, das sind Spannungsräume des Andersseins und Aderdenkens von *Anderen* – etwa in einer Gruppe, aber auch heterotope Phänomene in uns selbst (Mazumdar 1998, 56ff; Petzold 2001p; Petzold et al. 1999) –, aber auch das Erleben von Ähnlichkeiten zu ermöglichen. Menschen entdecken dann, daß es vielfältige Erfahrungsräume jenseits ihrer persönlichen kindlichen Sozialisationsbedingungen oder der Erlebensmatrizen ihrer Therapieschule gibt. Sie erkennen, daß ihr Selbst keineswegs monolith oder homogen ist, sondern vielfältig (Gergen 1990; Turkle 1998, Petzold 1998h, 270ff) nicht zuletzt durch die Internalisierung von „significant others“ (Mead 1934).

Diese Pluralität und Transversalität sozialer Räume (Welsch 1987, 1996; Petzold 1998a), die *Andersheiten des Anderen* (Lévinas 1983), aber auch des *Fremden in uns selbst*, gilt es zu erfahren in *Selbsterfahrung*, die deshalb immer auch *Erfahrung des Fremden* sein muß, sich bewußt werden muß: *das eigene wird am Fremden*.

Die subjekttheoretische Betrachtung in der Sicht der Integrativen Therapie macht deutlich, daß das „Subjekt“ der *Selbsterfahrung* der *erlebensfähige Leib* (Leib-Selbst, idem 1992a, 535) ist, der reflexiv sich selbst objektiviert, so daß Subjekt und Objekt in eins fallen, wie es G.Marcel, M.Merleau-Ponty, F.J.J. Buytendijk und andere Leibphilosophen aufgewiesen haben. Der Leib ist aber auch ausgeliefert an Wahrheits- und Machtdiskurse, die „in die Tiefe der Körper materiell eindringen können, ohne von der Vorstellung der Subjekte übernommen zu werden“ ... eine „somatische Macht, die selbst ein Netz ist, von dem aus die Sexualität entsteht als historisches und kulturelles Phänomen, innerhalb dessen wir uns gleichzeitig wiedererkennen und verlieren“, wie ein anderer bedeu-

tender und als solcher wenig beachteter „Philosoph des Leiblichen“, *Michel Foucault* (1998, 426) ausführt. Auch das Bannen des bewegenden Körpers auf die Couch in der (Lehr)analyse, d.h. seine Ausgrenzung aus der *Be-handlung*, ist ein subtiler **Diskurs** der Disziplinierung des Begehrensleibes (*Pohlenz 1995: Petzold, Orth 1999*). Zu beachten ist allerdings auch, daß die *Selbsterfahrung* des Subjekts durchfiltert ist von **Diskursen** aus dem kulturellen Raum, ökonomischen Interessen, kollektiven Folien der Normierung von Sexualität, Macht, Besitz, Wahrheitsspielen, die die scheinbare Autonomie und Souveränität des Subjektes perforieren und die auch in den psychotherapeutischen Ideologien, Theoriegebäuden und ihren Praxen zum Tragen kommen, wie eine Rekonstruktion therapieschulenspezifischer Diskurse, z. B. des behavioralen oder psychoanalytischen zeigen (*Hoffmann-Richter 1994*). Das Wissen um die eigenen anthropologischen Grundlagen, z. B. die Reflexion subjektheoretischer Positionen, ist für jegliche weiterführende theoretische Konzeptualisierung – etwa in Entwicklungs-, Persönlichkeits-, Krankheitstheorie – und für jedwede praxeologische Entwicklung im Rahmen von *Verfahren* und *Methoden* (*Petzold 2003h*) psychosozialer Hilfeleistung und Förderung eine unverzichtbare Voraussetzung.

2.2 Persönlichkeitstheoretische Positionen – einige Ueberlegungen

Mit der bis hier her entfalteten evolutionsbiologisch-anthropologischen Basis und der philophisch-anthropologischen Fundierung sind auch die Weichen für die Persönlichkeitstheorie gestellt, die mit diesen Grundlagen kompatibel sein muß. Das konsequente Denken „vom Leibe“ her als Grundlage der **Unizität** einerseits, und der Denkansatz „von der Gemeinschaft/Sozialität“ her als Grundlage der **Plurizität** andererseits, das zentrierende, konzentrierende Moment und das ko-respondierende, polylogisierende Moment der Anthropologie muß sich von der Struktur her im persönlichkeits-theoretischen Konzeptualisieren wiederfinden, wie es exemplarisch im nachstehenden Text ersichtlich wird:

Das „**personale Selbst**“ – ein zentrales persönlichkeits-theoretisches Konzept der Integrativen Therapie - bildet sich nach den integrativtherapeutischen, durch entwicklungspsychobiologische Forschungen abgestützten Modellvorstellungen (*Petzold 1993c, 1994j*) auf der Grundlage des genetisch je spezifischen Organismus, der in seiner Gattungszugehörigkeit indes eine durchaus kollektiv bestimmte, biologische Realität ist, im *Zusammenwirken* von genetisch vorgegebenen Reifungsschritten und Stimulierungen aus dem mikroökologischen und sozialen Lebensraum – er ist wiederum von Einzigartigkeit und Kollektivität gekennzeichnet – heran. Das **personale Selbst** ist ein „*Synergem* sensorischer, emotionaler, volitiver, kognitiver und kommunikativer *Schemata* und *Stile*“ bzw. als „komplexe Konfigurationen von Schemata“ – (*Schema* ist ein Begriff für Mikroebenen, *Stil* ein Begriff für eine Mesoebene, vgl. *Petzold 1992a, 529 ff/2003a, 435ff, 829*). Man kann deshalb bei der **Person**, dem **personalen Selbst**, von einer durch das Entwicklungsalter und die Entwicklungskontexte mitbestimmten *Emergenz* (*Krohn, Küppers 1995; Petzold 1998a, 41*) aus diesen vielfältig konnektivierten *Schemata* und *Stilen* sprechen (*Petzold, van Beek, van der Hoeck 1995, 553 ff*). Aufgrund entwicklungspsychobiologischer und sozialisationstheoretisch ausgerichteter Beobachtungen, Forschungen und Modellvorstellung sehen wir in der Integrativen Therapie den „Lebensweg“ (*Biosodie*) der individuellen Entwicklung unter kollektiven Einflüssen als eine Sequenz von *Erlebenswelten* (*Petzold 1994j, 395-490*), in denen sich aus einem „*archaischen Leibselbst*“ ein reflexives *Ich* herausbildet mit beständig wachsender *Sinnerfassungs-*, *Sinnverarbeitungs-* und *Sinnschöpfungskapazität* als eine Gesamtheit von primären, sekundären und tertiären **Ichfunktionen**. Das reife *Ich* als bewußt erlebende, differenzierende, analysierende, integrierende und kreiende Funktion des reifen **Selbst** konstituiert als seine elaborierteste Leistung **Identität** (*Petzold 2003a, 431ff*) aufgrund von erlebten **Identifizierungen** (*Fremdattributionen*) aus dem Kontext und erfahrenen **Identifikationen** (*Selbstattributionen*), ihrer emotionalen **Bewertung** (*valuation*) und kognitiven **Einschätzung** (*appraisal*) im Zeitkontinuum. Durch „autobiographisches Memorieren“ (*Conway 1990*) und metakognitive Interpretationsleistungen erfolgt eine Einordnung des Erlebten und Erfahrenen in biographisch und kontextbestimmte Sinnzusammenhänge und die **Internalisierung** des Erlebten und Erfahrenen als strukturbildende Identitätselemente in die mnestischen Archive des **Selbst**, was mit dem Entstehen einer „theory of mind“ verbunden ist. Differenzierende, konnektivierende und kohärenzstiftende **Ich-Prozesse** schaffen also im kommunikativen Kontext multipler **reziproker Identifizierungen** und im Kontinuum des erfahrenen Lebens mit all seiner Kom-

plexität durch die Synthetisierung vielfältiger Identitätselemente – auch des „Fremden in mir selbst“, der „Andersheit des Eigenen“, der Realität des „soi même comme un autre“ (Ricoeur 1990; Petzold 2001p) – eine vielfacettige, **transversale Identität**. Durch Akte kritischer Metareflexion (*metacognition of myself*) kann sie die Qualität einer **emanzipierten Identität** gewinnen, mit der ein freies **Navigieren** in den vielfältigen realen und virtuellen Räumen moderner Lebenswelt möglich wird. **Identitätsqualitäten** sind: Transversalität, Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc. Die identitätsbildenden Ichprozesse können schematisch als „**Identitätsprozess**“ in Kontext/Kontinuum wie folgt beschrieben werden:

multiple reziproke Identifizierung → Valuation/Appraisal → Identifikation → Valuation/Appraisal → Internalisierung als Identitätselemente in die „Archive des Selbst“ und in „kollektive Archive geteilten Sinnes“ (vgl. für die entwicklungspsychologischen und persönlichkeits-theoretischen Details Petzold 2003a/1992a, 528-536, 575-581, 2004m, 1998h, 268-285).

Diese entwicklungspsychobiologische und sozialisationstheoretische Umschreibung kann noch mit einem sprachtheoretischen Ansatz der Konzeptualisierung abgestützt werden. Ich hatte dazu einen sprachanalytischen Zugang gewählt anhand der semantischen Analyse des Satzes „**Ich** schaue in den Spiegel, und was sehe ich, ich sehe **mich selbst**, ja das bin **ich (me)**“ (Petzold, Mathias 1983). Damit hatte ich folgende Persönlichkeitsdimensionen differenziert: das **Ich**, das aktiv handelnd das **Selbst** als im Spiegel widergespiegelte Leiblichkeit in den Blick nimmt, ein **Leib-Selbst** also, und dieses sogar als „Bild von sich selbst“, als **me, moi, ich-selbst, si mismo** identifizieren kann, eine **Selbstobjektivierung** als Exzentritätsleistung, die mit dem Begriff „**Identität**“ gekennzeichnet, die dritte Komponente der Persönlichkeit in dieser Analyse bietet (Petzold 1984i). So stützen sich die beiden Zugangsweisen: der entwicklungspsychobiologische Befund aus unseren Säuglings- und Kleinkindbeobachtungen und das sprachanalytisch gefundene Modell (vgl. unten Abb. 3). In der Ontogenese, der frühen kindlichen Entwicklung, sehen wir aus der Matrix eines pränatalen „**organismischen Selbst**“ primäre Ich-Funktionen hervorgehen. Aufgrund der kontinuierlichen Entwicklung seiner Leistungsfähigkeit wird mit 18 Monaten das Selbsterkennen im Spiegel möglich, wobei hier auch schon eine starke soziale Komponente zum Tragen kommt, denn in „*gazing dialogues*“, mimetischen Dialogen, wurde das Kind von seinen *caregivern* gespiegelt im „Spiegel des Gesichts“ eines Anderen und dann auch im Spiegel aus Glas.

Mütter/Caregiver regulieren den Tonus ihrer Säuglinge und Kinder durch beruhigende Tonusdialoge bzw. Tonuspolyloge, wenn mehrere Interaktionspartner involviert sind (*dialogue tonique*, Ajuriaguerra 1962; Papoušek, Papoušek 1992; *polylogue tonique* Petzold 2004i; Petzold et al. 1994), sowie durch „*gazing dialogues/polylogues*“, „vocal tennis“ etc. als frühe Kommunikationsmuster, die wir in unseren Studien zu in der „*infant-caregiver*“ Interaktion untersucht haben (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994j). Es ist wesentlich zu beachten, daß Säuglinge sich schon sehr früh auf verschiedene „*caregiver*“ spezifisch einstellen können. Auch der Vater und andere Pflegepersonen treten mit dem Säugling in motorische Interaktionen, „*Dialoge/Polyloge der Zwischenleiblichkeit*“ ein, deshalb ist es sinnvoll, vom „*polylogue tonique*“ zu sprechen, besonders wenn Mutter, Vater, Säugling ggf. Geschwister usw. (Lamb 1976) miteinander spielen und schmusen. Eine einseitige Zentrierung auf die „Mutter-Kind-Dyade“ ist nicht angemessen, denn es ist anzunehmen, daß die multiplen non-verbal/verbalen Interaktionen und Kommunikationen mit mehreren Bezugspersonen, die ja de facto von frühester Kindheit an stattfinden, ein wichtiges Entwicklungsangebot für das Kind sind, um mit mehreren Menschen in Beziehung treten zu können, eine Fähigkeit, die es über sein ganzes Leben lang brauchen wird. Heute wird das Interaktionsgeschehen noch durch die Entdeckung von der „*Spielgelneuronen*“ (Rizzolatti et al. 1996; Gallese 2001; Stamenov, Gallese 2002) gestützt, die eine gute neurowissenschaftliche Basis für die Erklärung des „*Imitationslernens*“ (A. Bandura) und der motorischen und mentalen (d.h. kognitiven, emotionalen, volitiven) „*komplexen Synchronisationsleistungen*“ des „*informierten Leibes*“ bieten (vgl. Petzold 2002j). Schon im Frühbereich zählt also nicht nur die Dyade, sondern auch das Netzwerk, sind verschiedene Caregiver für das Kind wichtig, denn seine individuellen Fähigkeiten wachsen in der sozialen Interaktion mit der Synthese der Ich-Funktionen zu selbstbewußter Reflexivität, die ab ca. zwei Jahren zu einem zunehmend „**ausgereiften Ich**“ führt (vgl. Abb. 3), das archaische **Identität** (*archaic personal identity*) konstituieren kann (Kenntnis des eigenen Namens, der Angehörigen, der Wohnung und persönlicher Besitztümer). In einer *strukturell* „reifenden Identität“ (beginnend ab vier Jahren mit einer Entwicklung über die gesamte Lebensspanne hin) synthetisiert das **Ich** eine Vielzahl von Selbstbildern/ Identitätsvorstellungen

gen, die, wie wir schon in den siebziger Jahren betont haben (1974 j, 297ff) ihren Boden in der Leiblichkeit *und* der Sozialität haben:

„In den Prozessen von Wachstum; Reifen und Sozialisation bildet sich das **Ich** als ein personales System durch Kontakt mit der Umwelt, durch die Relationen mit anderen Systemen. Es wird damit zur sinngebenden Instanz für das Denken, Fühlen, Handeln und In-Beziehung-Treten der Person“ (ibid.). Diese findet zu ihrer „**Identität** in der ‘Begegnung’ mit anderen Systemen“ (ibid. 297), durch die eine „Stabilität der Innen/Außendifferenz und damit die Ich-Identität² gewonnen wird“ (ibid. 298). „Die Grundlage für das personale System, gleichsam sein Substrat, ist der lebendige Organismus, der Leib“ (ibid. 298). „Der Leib bildet auch die primäre Grenze zwischen Innen und Außen, jene Grenze, an der Kontakt zu anderen Systemen durch Wahrnehmung (awareness) und Handlung (action) erfolgt“ (Petzold 1974, 298).

Hier wird schon im Sinne der Perception/action-Theorie konzeptualisiert, die später in der Theorienbildung der Bewegungs- und Handlungswissenschaften so wichtig werden sollte (Valenti, Pittenger 1993; Warren 1990) und für uns die Grundlage der Untersuchung der (u.a. identitätsstiftenden) „Infant caregiver-Interaktion“ bildete (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994). *Die Identität spiegelt dann die Komplexität ihrer Gesellschaft* mit ihren sozialen Verkehrsformen, Rollen und Handlungsmöglichkeiten *leibhaftig* wieder.³

Die **Persönlichkeit** im Integrativen Ansatz (idem 2003a) – d.h. das **Leib-Selbst** mit seiner Funktion des **Ich** und der von diesem durch **Selbstattributionen/Identifikationen** in Verein mit den sozialen **Außenattributionen/Identifizierungen** sowie internalen emotionalen und kognitiven **Bewertungen** konstituierten **Identität** – durchläuft in ihrer lebenslangen Entwicklung mehr oder weniger tiefgreifende Veränderungen. Diese sind nur im frühen Entwicklungsverlauf durch biologische Parameter (z.B. Genexpressionen, neuronale Wachstumsschübe, sensible Phasen) festgelegt, wohingegen die spätere Entwicklung überwiegend durch soziokulturelle Einflüsse bestimmt wird (in Pubeszenz und Wechseljahren kommen natürlich wieder biologische Programme zum Tragen).

Um die bisherigen Ausführungen kompakt zusammenzufassen, werden für das Konstrukt der „Persönlichkeit“ nach der durch empirische entwicklungspsychobiologische Forschung und sprachtheoretisch abgestützten Persönlichkeitstheorie der Integrativen Therapie folgende Dimensionen herausgestellt:

[I.] „Das **Selbst** als Leibselbst mit seinen Ausfaltungen **Ich** und **Identität**, ist ein Synergem, im Leibgedächtnis festgehaltene Repräsentation komplexer, interdependenter sensumotorischer, emotionaler, kognitiver, volitiver und sozial-kommunikativer Schemata bzw. Stile, die kommotibel über die Lebensspanne hin ausgebildet wurden und wirksam werden.“ (vgl. Petzold 1970c, 1996a, 284)

[II.] „Das **Ich** wird als Gesamtheit aller im Zustand der Vigilanz aus dem **Leibselbst** emergierenden „Ich-Funktionen im Prozeß“ gesehen. Es ist „das Selbst in actu“ in Form von leibgegründeten **Ich-Prozessen**. Wir unterscheiden *primäre Ich-Funktionen* (bewußtes Wahrnehmen, Fühlen, Wollen, Memorieren, Denken, Werten, Handeln) und *sekundäre Ich-Funktionen* (intentionale Kreativität, Identitätskonstitution, innere Dialogik, bezogene Selbstreflexion, Metareflexion, soziale Kompetenz, Demarkation u.a.m.). Man kann auch „*tertiäre Ich-Funktionen*“ als hochkomplexe Prozesse annehmen, wie zum Beispiel soziales Gewissen, politische Sensibilität, philosophische Kontemplation etc. Die Ich-Prozesse können durch *Ich-Qualitäten* charakterisiert werden. Positiv: Vitalität/Stärke, Flexibilität, Kohärenz, Differenziertheit bzw. negativ: Rigidität, Schwäche, Desorganisiertheit etc.“ (vgl. idem 1992a, 535, 1996a, 284)

² Wir haben später den Begriff der „Ich-Identität“ wegen der Hypostasierung des Ich-Begriffs, den wir als radikal prozessual verstehen eingeführt. Deshalb wird der Begriff „Ich-Identität“ durch den der „personalen Identität“ ersetzt.

³ *Gugutzer* (2002) sind in seinen als innovativ präsentierten, nützlichen Untersuchungen über „Leib, Körper und Identität“ diese, seine Überlegungen vorwegnehmenden, Konzeptbildungen entgangen, wie überhaupt die leibtherapeutische und sportherapeutische Theorienbildung zum Thema, z.B. *Fox* (1997).

[III.] „**Identität** wird durch die **Ich-Prozesse/das Ich** (das sich selbst objektiviert, G.H. Meads „me“) konstituiert zusammen mit den durch die Ich-Prozesse wahrgenommenen und **Wertungen** durchlaufenden **Identifizierungen** (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was **social identity** begründet. Hinzu kommen die in inneren Verarbeitungsprozessen des Ichs wurzelnden **Identifikationen** (Selbstattributionen), was **personal identity** [statt Eriksons 'ego identity'] begründet (vgl. Abb. 2). Die **Wertung** von beidem, **Identifizierungen** und **Identifikationen**, d.h. ihrer emotionalen Bewertung [*valuation*] und ihrer kognitiven Einschätzung [*appraisal*] führt zur Einordnung in biographische Sinnzusammenhänge. Diese führen zu **Internalisierungen** (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im Leibgedächtnis). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext in narrativen Strömungen (*P. Ricoeur*) und im Kontinuum des Lebens mittels Synergieeffekten in sozialen Situationen, Lebenslagen, lifestyle communities eine polyvalente, **vielfacettige Identität** (*M. Bakhtin*). Durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektkonstitution (*M. Foucault*) entsteht dann „**emanzipierte Identität**“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine **transversale** Qualität verfügt: „**transversale Identität**“. **Identitätsqualitäten** sind: Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. in negativer Hinsicht Inkonsistenz, Diffusität etc“ (vgl. idem 1992a, 530, 1996a, 284).

Identität wird also nicht als selbstbezogener Privatbereich gesehen (obwohl sie solche Aspekte durchaus einbeziehen kann), sondern wurzelt in der Matrix sozialer Netzwerke und in den dort vorfindlichen „kollektiven mentalen Repräsentationen“, d.h. in „sozialen Welten“ (*Petzold, Petzold* 1991; *Petzold* 2003b; *Brühlmann-Jecklin, Petzold* 2004). In einer soziologischen Perspektive gehen wir an das Thema gleichsam „von außen“ heran. Eine Person kann zu mehreren Gruppen gehören (Geschlechts-, Alters-, Berufsgruppen) und entsprechende Rollen spielen. So wird eine „**soziale Identität**“ konstituiert, indem ein Einzelner einer Gruppe angehört. Diese Zugehörigkeit kann verschiedene **Dichten, Intensitäten, Spezifitäten** haben durch differentielle individuelle „Verkörperungen“ der sozialen Rollen (*Petzold, Mathias* 1983; *Orth* 2002, 121/305). In dem „integrativen Identitätsbegriff“ werden Privates und Gesellschaftliches in einer kokreativen Weise verschränkt (ibid.).

Man ist leicht geneigt, bestehende, etablierte Begrifflichkeiten – wie *Eriksons* Begriff der *ego identity* – einfach zu übernehmen. Auch wir waren früher nicht klar, weil wir die „strukturelle Qualität“ dieses Begriffes unterschätzt hatten, die mit unserer Auffassung *des Ichs als „Prozeß der Ich-Funktionen“* letztlich nicht zu vereinbaren ist. Deshalb wird der hypostasierende Begriff der „*ego identity*“ von *Erikson* und in seiner Folge von *Goffman* durch uns nicht aufgenommen, denn im Hintergrund dieses Begriffes steht der strukturtheoretische Ich-Begriff des *Freudschen* Instanzenmodells. Stattdessen wird der Begriff der „**personal identity**“ gewählt, in dem sich die „persönlichen Selbstattributionen“ aus den Ich-Prozessen genauso finden wie die „*social identity*“ begründeten Fremdattributionen aus dem Außenfeld in der Art und Weise, wie diese Außenattributionen in den Ich-Prozessen erlebt, kognitiv eingeschätzt und emotional bewertet werden. „**Personal identity**“ ist damit ein Synthesebegriff, der affirmiert, daß es keinerlei *persönliche Identität* ohne bestimmende soziale Außeninflüsse und deren innere Verarbeitung geben kann.

Ein solches „modernes“ Konzept der Identität begründet die Möglichkeit permanenter Identitätsentwicklung als ein „*metakognitives Wissen über mich selbst*“:

Wissen über mich selbst, über „mein Selbst“, gewinne ich, wenn ich mich bemühe, mich in meinen verschiedenen Seiten (*Bakhtin*) und mit meinem kulturellen Hintergrund mehr und mehr kennen- und verstehen zu lernen, wenn ich mein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln mit Anderen in der Welt *differentiell* zu erfassen suche. Indem ich so ein Bild/Bilder von mir gewinne, entsteht eine „*theory of my mind*“, ein metakognitiv gegründetes „Modell meiner selbst“. Und wenn ich bewußt an der Gestaltung dieses „Bildes meiner Selbst“ als einer „gestaltbaren Identität“ arbeite, wenn ich „*an mir arbeite*“, dadurch daß mein „Selbst als Künstler und Kunstwerk“ (*Petzold* 1999q) Prozesse initiiert, in denen es sich erfahren kann, bewußt entschiedene, d.h. gewollte Entwicklungen vorantreiben kann, dann gewinne ich in diesen Prozessen ein „**Metawissen**“ über mich selbst. Ich gewinne an persönlicher *Souveränität* (als mit Anderen ausgehandelter) und es erweitert sich der Freiheitsraum *meines* Willens und Wollens. Es wächst damit meine *relative* Willensfreiheit, meine Fähigkeit, meinen Willen zu nutzen und mein Wollen zu steuern, kovolitiv zu koordinieren und zu verantworten. Es ist damit auch anzunehmen, daß meine nicht-bewußten Willensstrebungen (Impetus des Wollens) auf meine mnestisch archivierte und „dokumentierte“ Willensarbeit zurückgreifen kann –

weil ein fungierender „*Metawille*“ entstanden ist - und es wächst damit meine Verantwortlichkeit: meinen Mitmenschen gegenüber, der Lebenswelt gegenüber, mir selbst gegenüber (*Petzold, Sieper* 2003a, b).

2.3 Entwicklung von Identität in „sozialen Welten“ durch kollektive und persönliche Repräsentationen – die Sicht entwicklungsorientierter „klinischer Sozialpsychologie“

Vor diesem Hintergrund und mit diesen Überlegungen im Blick soll nun spezifisch den psychologischen Dimensionen des Identitätskonzeptes in ihrer Relevanz für therapeutische Theoriebildung und klinische, psycho- und soziotherapeutische Praxeologie und Praxis (*Orth, Petzold* 2004) nachgegangen werden.

Der psychologische Begriff der „Identität“ wurde der Sache nach in die Psychologie von *William James* (1890, 293) eingeführt. Im psychotherapeutischen Feld wurde er bekannt durch *Erik Homburger Erikson* (1981, 1973). Dieser definierte Identität als die "unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und die damit verbundene Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen" (idem 1980, 18). *James* und *Erikson* repräsentieren zwei große Strömungen der Identitätstheorien. *James* fokussiert auf die soziale Dimension des Menschen und die Theoretiker in seiner Folge wie *Cooley* (1902), *Mead* (1934) oder *Goffman* (1963/1974) folgen ihm hier. *Erikson* fokussiert in seinem Ansatz zu einer Identitätstheorie – trotz seiner Öffnung zum Bereich der Sozialität hin – stark auf das Individuum, wie es für Identitätstheoretiker in der psychoanalytischen Tradition, die häufig aufgrund von Rezeptionsmängeln nicht vertieft soziologisch und sozialpsychologisch reflektieren, kennzeichnend ist (vgl. z.B. *Bohlieber* 1997). Diese unterschiedlichen Akzente bzw. Orientierungen im Bereich der Identitätstheorien zeigen zwei Möglichkeiten auf, die Fragen nach den Problemen der Identität anzugehen:

Wenn Identität aus der Selbstwahrnehmung, der Selbsteinschätzung und Selbstbewertung hervorgeht, ist der Blick nach *innen* gerichtet, eine „*Innenperspektive*“ auf das eigene Erleben und Handeln, auf die eigenen Empfindungen, Gefühle und Gedanken, seien sie nun bewußt oder unbewußt. Dies ist letztlich die Perspektive introspektiver Philosophie, aber auch der Psychotherapie seit *Pierre Janet* (bei ihm nur im Frühwerk, er korrigierte das in seinen späteren Arbeiten) und in seiner Folge von *S. Freud* bis *H. Kohut*. In dieser Sichtweise erlebt sich der Mensch als Identischer in der *Identifikation* mit sich selbst, *seinem* „affektiven Betroffensein“ (*H. Schmitz* 1990), *seiner* Selbstreflexion, *seinem* Tun und bildet auf dieser Grundlage „Selbstrepräsentanzen“ aus. Das Wahrnehmen, wie andere ihn sehen, wird in seiner für die Selbstrepräsentanzen bestimmenden Kraft nicht ausreichend berücksichtigt.

Mit *William James* wird nun die „Außenperspektive“ zur Grundlage des Identitätsverständnisses gemacht: Das „Social Self“ wird über die Anderen definiert (vgl. *James* 1890, 293f). Es handelt sich um Bilder, die relevante Andere von einem Menschen in sich tragen, aufgrund derer sie ihn identifizieren. Da derartige Außenperspektiven natürlich wahrgenommen werden können, wirken sie auch auf das Identitätserleben von Menschen. Die englische Sprache macht die Differenzierung von Innenperspektive („I“) und Außenperspektive („me“) sehr gut deutlich, wie schon *James* (1890, 400f) hervorgehoben hat. *Cooley* (1902) konzeptualisiert hieraus das "looking-glass self", indem er betonte, daß die persönliche Identität durch den "sozialen Spiegel" hindurchgehe:

"Die Frau hat eine schöne Stimme und ist eine ausdrucksstarke Sängerin. Und ihre Lieder, die sie macht, sind phantastisch gut!" [*fremdattributive Identifizierung*]. "Sie finden, daß ich eine schöne Stimme habe und meine Lieder toll sind [Wahrnehmung dieser *Identifizierung*]. Und wirklich, meine Stimme ist objektiv schön, und meine Lieder sind wirklich toll!" – meint „SIE“ [Im Integrativen Modell sprechen wir hier von der kognitiv orientierten *Einschätzung/appraisal* und von der emotional orientierten *Bewertung/valuation* der wahrgenommenen *Fremdattribution/Identifizierung*]. „Ja, die haben Recht, ich finde das selbst auch“, - meint „SIE“ [*Identifikation* mit der eingeschätzten/bewerteten *Fremdattribution*].

G.H. Mead und E. Goffmann, die Traditionen des „symbolischen Interaktionismus“, haben diese Perspektive der *wechselseitigen Identifizierungen in sozialen Welten* weiter ausgearbeitet, wobei von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß Identitätsbildung an Interaktionen gebunden ist und

diese Interaktionen über gemeinsame Symbole – u.a. Sprache – verlaufen. Aber auch musikalische Formen, die "Sprache der Musik", können hier einbezogen werden. *Mead* sieht das „I“ als die persönliche Individualität, die die im „me“ zusammenkommenden sozialen Zuschreibungen aufnimmt, die natürlich auch das „I“ prägen. Denn die kollektiven Bewertungsparameter, ob nun das Lied schön und die Stimme wohlklingend ist, prägen natürlich auch die Selbstbewertungen. Sie sind nicht kontextentoben. Das wird auch von den Kontexttheoretikern der Sozial- und Entwicklungspsychologie der „russischen Schule“ (*Vygotsky, Leontjew, Galperin*) deutlich gemacht. *Vygotsky* betont, daß *intramentale* Realitäten Niederschlag von *intermentalen* Realitäten sind, daß also Persönlichkeit sich durch interpersonale Erfahrungen in „Zonen optimaler Proximität“ bildet (*Petzold* 2002h). Die Integrative Therapie bezieht sich auf dieses Paradigma (*Sieper, Petzold* 2001) und greift *Vygotskys* Gedanken für die Psychotherapie genauso auf, wie die Tradition von *Mead*. Damit werden *Entwicklungstheorie* und *Sozialisierungstheorie*, *Entwicklungspsychologie* und *Sozialpsychologie* in organischer Weise verbunden, wie dies *Serge Moscovici*, bei dem ich studierte, in seinem berühmten Aufsatz: „Social psychology and developmental psychology: extending the conversation“ (*Moscovici* 1990) gefordert hat.

Moscovici hat auf dem genannten Hintergrund das Konzept der „*représentations sociales*“ ausformuliert, das – wie das Denken von *Vygotsky* und *Mead* – deutlich macht: Entwicklungspsychologie kann ohne die Berücksichtigung der sozialen Realität, in der Entwicklung stattfindet, nicht betrieben werden. In der Integrativen Therapie wurde das durch die Erarbeitung des Konzeptes der „social world“, als kollektiver Weltsicht einerseits, und durch die Ausarbeitung des „social network“ Modells zum „Konvoi-Modell“ (*Petzold* 1979c; 1995a; *Hass, Petzold* 1999; *Kahn, Antonucci* 1980), d.h. zum „Weggeleit über die Zeit“, zum Netzwerk in einem „life span developmental approach“ andererseits für die „Persönlichkeitstheorie in der Lebensspanne“ (*Petzold* 1999b) fruchtbar gemacht. Unterstützt wurde dieser Ansatz durch meine Arbeiten in der Säuglingsforschung zur Interaktion von „Infant-caregiver-Situationen“ (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994), die zeigen: von den ersten Lebenstagen an ist der Mensch in soziale Kontexte eingebettet und bildet in ihnen seine Persönlichkeit aus, beeinflusst durch die umgebende Kultur und Sozialwelt mit ihren kollektiven Repräsentationen, die die individuellen prägen.

„Soziale Repräsentationen sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen um zu ermöglichen, daß zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte.“ *Serge Moscovici* (1976, 3)

Wo solche Codes nicht bestehen oder keine hinreichende „**Passung**“ zwischen ihnen vorliegt, kommt es zu Konflikten (*Petzold* 2003b) – in der Außen- wie in der Innenwelt. Ich habe die überwiegend kognitiv orientierte – aber auch durchaus breiteren Möglichkeiten Raum gebende – Theorie von *Moscovici* auf der Grundlage meiner „Integrativen Theorie“ und von Konzepten *Vygotskys* für interventive Praxeologien wie Beratung, Supervision und Therapie zu einer Theorie „**komplexer mentaler Repräsentationen**“ erweitert: für den **individuellen Bereich** als Konzept „**persönlicher**“ bzw. „**subjektiv-mentaler Repräsentationen**“, die leibhaftig in einer biologisch-somatischen (cerebralen, neuronalen, immunologischen) Basis gründen – alles Mentale hat im Leib seinen Boden, der *mens* (Geist) wird nicht vom *corpus* (Körper) getrennt, sondern in Begriffen wie „social body“ oder „Leibsubjekt“ synthetisiert, die den in Sozialisation und Enkulturation durch „Verkörperungen“ (*Petzold*) bzw. „Einleibungen“ (*Hermann Schmitz*) ausgebildeten **personalen Leib** bezeichnen (*Petzold* 2002j). Für den **kollektiven Bereich** dient das Konzept „**sozialer**“ bzw. „**kollektiv-mentaler Repräsentationen**“, die natürlich auch, da sie individuell „verkörpert“ sind, die „subjektiven Theorien, Gefühle und Willensregungen“, d.h. die „**subjektiv-mentalen Repräsentationen**“ durchfiltern:

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt – sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenzen und mit ihren *Performanzen*, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirk-

lichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.“

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder – etwas futuristisch, aber mental schon real –, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum (Petzold 1992a, 901), die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (Petzold 2000h).

In den kollektiven Repräsentationen sind natürlich Kollektive von Individuen mit ihrer „*intermentalen Wirklichkeit*“ (Vygotsky) repräsentiert und in der „*intramentalen Wirklichkeit*“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven präsent, was ihre Persönlichkeit, in Sonderheit ihre „Identität“ nachhaltig prägt. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zum „embodied mind“ (Lakoff, Nuñez 2001; Nuñez, Freeman 1999; Petzold 2002j) unterstützt. Der Begriff „mental“ ist deshalb nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ gedacht wird und der die in Prozessen „*komplexen Lernens*“ (Sieper, Petzold 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „Inkorporierung erlebter Welt“ umfaßt, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes – ein „Hologramm des Erlebens“.

»**Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt – sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* erworbenen, d.h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann *verkörpert* Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom *Intermentalen* der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Ueberlebenswissen, als *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d.h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen.« (Petzold 2002h).

Die Theorie der komplexen „*kollektiv-mentalen Repräsentationen*“ (*représentations sociales, Moscovici*) muß immer mit der der „*subjektiv-mentalen Repräsentationen*“ (*représentations personnelles, Petzold*) verbunden betrachtet werden und vice versa. Bei fehlender oder unzureichender „Passung“ liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin. Diese Theorie erklärt damit auch *intrapersönliche* Konflikte wie Rollen- und Identitätskonflikte als Verinnerlichungen *interpersönlicher* Konflikte (Petzold 2003b). Beim Thema „Konflikte“ kommt natürlich auch das Willenthema unausweichlich ins Spiel, weil *in Konflikten oft Wille gegen Wille* steht, auf der subjektiven Ebene, hinter der oft genug dann auch *kollektives Wollen* als Hinter- oder Untergrunddimension erkennbar wird.

Der **Wille** ist der erlebte *Impetus des Wollens*, wenn sich die Kraft leiblichen Strebens, die Macht der Affekte, die Stärke der Vernunft (on the brain level: Hirnstamm, limbisches System, neocorticale Areale/cingulärer Gyrus, Lobus frontalis) in bewußten und nicht-bewußten Prozessen *synergetisch* verbinden. Damit kommen auch die mit diesen cerebralen Zentren verbundenen und mne-

stisch archivierten, individuellen und kollektiven lebensgeschichtlichen Erfahrungen in motivationalen Lagen, Prozessen des Entschließens, Entscheidens und Durchtragens zur Geltung. Entfaltet sich dieser *Impetus des Wollens*, gelangt er gesättigt mit seiner Informationsfülle zur Dauer (*durée*), dann wird er zu einer *Kraft*, mit der sich dieses *Synergem* „Wille“ in zielgerichtetem und zielstrebendem – eben willensbestimmtem - Handeln umsetzt: durch souveränen Willensentscheid und persönliche Willenskraft getragene Aktion.“ *Hilarion G. Petzold* (1969c).

Da in Identitätsprozessen über die Einschätzungen/Bewertungen auch Willensprozesse zum Tragen kommen können, Menschen ihr Selbst, ihre Identität gestalten/mitgestalten, können sie aus diesen Willensimpulsen „*makers of their own identity*“ werden, so weit, wie es die Spielräume der gegebenen Realkontexte und der „social worlds“, der sozialen Normen, zulassen.

In dieser komplexen Konzeptualisierung liegt eine Eigenständigkeit und *Besonderheit des Integrativen Ansatzes* etwa gegenüber den persönlichkeits-theoretischen Positionen der Psychoanalyse und der Objektbeziehungstheorie, da sie einerseits das leibliche Moment, die Verkörperung von Beziehungen hervorhebt (bis zur Ausbildung spezifischer Mimik, Gestik, Haltungen und Bewegungen), zum anderen aber auch die Kollektivität der repräsentierten Beziehungen in ihrer Qualität als kollektiv bestimmte Muster betont (familien- oder ethniespezifische Körpersprache). Auch gegenüber den Positionen des *Morenoschen* Psychodramas besteht eine deutliche Differenz, denn dieses affirmiert, daß die Persönlichkeit durch Rollen konstituiert wird. Ansonsten seien „Selbst, Ich, Persönlichkeit, Charakter usw. ... Cluster-Effekte, heuristische Hypothesen, Logoïde“ (*Moreno* 1946, 53) – Sprachspiele also. Das **Ich**: „*Die greifbaren Aspekte von dem, was wir 'ego' nennen, sind die Rollen, in denen es handelt*“ (*Moreno* 1940a, 20). Für das **Selbst**: „*Role playing is prior to the emergence of the self. Roles do not emerge from the self, but the self may emerge from roles*“ (*Moreno* 1946, 157). Für die **Identität**: Sie ist „*the identity of role*“ (ibid. 381f). Ich habe zum ersten Mal die in einer Vielfalt von Arbeiten unsystematisch verstreuten Elemente von *Morenos* Rollen- und Persönlichkeitstheorie rekonstruiert und die Quellentexte zusammengestellt publiziert (*Petzold, Mathias* 1983). – Leider wird *Morenos* höchst interessante Theorie – obwohl von mir umfassend zugänglich gemacht und weiterführend entwickelt – bis heute in der Psychodramaszene vielfach nicht korrekt rezipiert und klinisch umgesetzt. Die Schwäche dieser Theorie liegt in dem generalisierenden Primat des Rollenbegriffes und ihrer fehlenden Anbindung an die empirische Entwicklungspsychologie (trotz der verdientvollen Arbeit von *Moreno*, *Moreno* 1944, die einen Ansatz zum Dialog mit der Entwicklungspsychologie bietet, der in der Psychodramatherapie leider nicht fortgeführt wurde). Die Auseinandersetzung mit der Arbeit von *J.L. Moreno*, bei dem und bei seiner Frau *Zerka Moreno* ich noch meine Psychodrama-ausbildung absolvieren durfte, war für die Entwicklung des Integrativen Ansatzes sehr fruchtbar. Das gilt genauso für meine Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, den Theorien von *Freud* und von *Ferenczi* – in seiner Tradition durchlief ich meine Psychoanalyse – , besonders mit *Ferenczis* sozialpsychologischer Seite. Die Rezeption von *E. H. Erikson*, *H. Kohut* und meine umfassende kritische Diskussion von *Goodmans* Sozialphilosophie und der Probleme von *Perls*' Persönlichkeitstheorie (*Petzold* 2001d) haben die Theorie des Integrativen Ansatzes beinflusst und bereichert. Man steht ja immer auf den Schultern von Vordenkern, auch und gerade durch Dissensprozesse.

Das Originelle des Integrativen Ansatzes liegt in seiner Zusammenführung des leibtheoretischen und sozialisations- bzw. enkulturationstheoretischen Diskurses und der Absicherung dieser Konnektivierung durch die empirische „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ (*Petzold* 1992a, 1994j, 1999c), die spezifisch die Entwicklung der Kognitionen, Emotionen, Volitionen, der Kommunikation berücksichtigt und durch eigene Forschungen und klinische Arbeit und Beobachtungen fundiert (Säuglinge, Kleinkinder: *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994; Kinder: *Petzold, Ramin* 1987; *Metzmacher, Petzold, Zaepfel* 1995; Alter, hohes Senium: *Petzold, Bubolz* 1976, 1979, *Müller, Petzold* 2002; *Petzold* 2004a). Vor diesem Hintergrund konnte ich schon früh eine *kulturalistische* persönlichkeits-theoretische Position formulieren, die auf Grund ihrer Wichtigkeit diesem Text vorangestellt wurde:

„Dem Verstehen der menschlichen **Persönlichkeit** in der *Einzigartigkeit* ihrer *Verkörperung* durch Prozesse leiblich-konkreter Enkulturation und Sozialisation kann man sich nur *annähern*, wenn man ihre Einbettung in die Kultur, ihre Durchdrungenheit von kollektiver Wirklichkeit und damit ihre prin-

zipielle Vielfalt zu begreifen beginnt. **Persönlichkeit ist verleblichte Kultur, sich inkarnierende Kultur. Persönlichkeiten wiederum sind kulturschöpferisch – über die ganze Lebensspanne hin.** Die Entwicklung der Persönlichkeit als lebenslanger Prozeß von der Säuglingszeit bis zum Senium muß deshalb stets von der entwicklungspsychologischen und sozialisationstheoretischen Forschung unterfangen werden, um auf solcher soliden Basis für eine fundierte Psychotherapie von Kindern, Erwachsenen und alten Menschen verantwortlich umgesetzt werden zu können“ (Petzold 1975h).

Einer solchen Programmatik blieb und bleibt der Integrative Ansatz verpflichtet, der von seinen Anfängen bis heute kindertherapeutische, erwachsenentherapeutische und gerontotherapeutische Behandlungskonzepte und Methoden im Anschluß an den jeweiligen Stand der klinischen Psychologie und der Entwicklungs- und Sozialisationstheorie – zusammengeführt als „*developmental clinical social psychology*“, „*entwicklungsorientierte klinische Sozialpsychologie*“ - konzeptualisiert hat (vgl. für den Bereich Kinder: Petzold 1972e, Petzold, Ramin 1987, Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1996; für den Bereich Erwachsene: Petzold 1974j, 1992a, 2001a; Rahm et al. 1993; für den Bereich Alter: Petzold 1965, Petzold, Bubolz 1979, Müller, Petzold 2002, 2003).

3. Identität im „Feld“, in „Kontext und Kontinuum“ – KULTUR und SOZIALISATION als sozialpsychologischer Rahmen für die Identitätskonstitution

Identitätstheoretische Überlegungen können m.E. nicht auf eine Anschlußfähigkeit an feldtheoretische Konzepte verzichten seit *Kurt Lewin* in seinen grundsätzlichen Arbeiten zum „Lebensraum“ die Verbindung von Person und Umwelt herausgearbeitet hat. Die Überlegungen des großen Sozialpsychologen haben konsequent seine „dynamische Theorie der Persönlichkeit“ (*Lewin* 1935) mit feldtheoretischen Überlegungen verbunden und auch Bezüge zu einer entwicklungspsychologischen Betrachtung hergestellt (idem 1946) - *Lewin* war ja auch Entwicklungspsychologe (*Marrow* 1977) - und genau diese Verbindung ist es, hinter die man nicht zurück kann, denn die Person steht in Entwicklungen (ist letztlich Ergebnis von Entwicklungsprozessen) und diese wiederum sind eine „function of the total situation“ (ibid.). Auch *Serge Moscovici* (1990), derzeit der Doyen der Sozialpsychologie, mit *Piaget* und seiner Arbeit über viele Jahre verbunden, betont diesen Bezug, der sich aber auch in zum klinisch-psychologischen Diskurs und zur Psychotherapie erweitern müßte. Das aber ist nicht geschehen. Der psychoanalytische/tiefenpsychologische Diskurs hat *Lewin* (und andere Kontexttheoretiker) gänzlich ausgeblendet. Aktuelle Umweltbedingungen interessieren offenbar wenig. Die Gestalttherapeuten zitieren zwar *Lewin*, haben es aber nicht zu einer seriösen Auseinandersetzung gebracht, sondern *Perls*, *Hefferline*, *Goodman* (1951), haben eine obskure Konzeptbildung in die Welt gesetzt „Organismus/Umwelt Feld“, die man bis in die Gegenwart fortschreibt (vgl. die Arbeiten in *Fuhr et al.* 1999). Eine Ausnahme bildet die „gestalttheoretische Psychotherapie“ des Gestaltpsychologen *Hans-Jürgen Walter* (1978) der die *Lewinsche* Lebensraumperspektive aufnimmt, eine psychotherapierrelevante Persönlichkeitstheorie im Paradigma *Lewins* konzipiert, den entwicklungspsychologischen Bezug jedoch nicht aufgreift und weiterführt. Die Gestalttherapie selbst hat *Lewins* Persönlichkeitstheorie nie rezipiert, trotz ihrer gravierenden persönlichkeits-theoretischen Defizite und die *Perls*sche Therapiepraxis „a sort of individual therapy in a group setting“ (*Perls* 1969), dokumentiert mit dieser Konzeption ihre Ferne von *Lewins* Ansatz. Eine konsistente gestalttherapeutische Konzeption der Gruppentherapie fehlt bis heute (vgl. den wilden Eklektizismus bei *Feder, Ronall* 1979).

Im Integrativen Ansatz haben wir uns mit *Lewin* und der Feldtheorie in verschiedenen Bereichen mit Gewinn auseinandergesetzt (*Petzold* 1980j, k, 1981e, 2001d, k, 2004n, *Petzold, Ebert, Sieper* 1999), haben uns aber entschieden, seine in der Tendenz physikalistische Feldkonzeption nicht zu übernehmen, wohl aber seine Grunderkenntnis, daß Person, Umwelt, Entwicklung zusammen gesehen werden müssen. Die Integrative Identitätstheorie hat seit ihren Anfängen auf das *Lewinsche* Lebensraumkonzept und seine berühmte Formel $V = f(\mathbf{PU})$ bzw. $V = (\mathbf{L})$, Verhalten ist die Funktion der handelnden Person (\mathbf{P}) und ihrer (\mathbf{U}) Umgebung bzw. des „Lebensraumes“, der ja $\mathbf{L} = \mathbf{PU}$, Person und Umwelt ist, Bezug genommen (*Petzold* 1975h, *Petzold, Heintl* 1980). Der „Lebensraum“ ist ein **Feld**, ein von psychologischen Kräften in seiner Struktur bestimmter Raum. Während die Gestalttheorie (*Köhler, Koffka, Wertheimer*) eine Entsprechung nervöser Erregungsvorgänge mit Hirnrindengebieten (Hirnfeld) annahm (vgl. *Köhlers* Isomorphieannahme) hat *Lewin* das Verhalten im Feld in seiner topologischen und Vektorpsychologie in mathematischen Begriffen abzubilden versucht. In dieser letztlich physikalistischen Orientierung und der strikten Mathematisierung von psychischen und sozialen Phänomenen sind wir *Lewin* nicht gefolgt, weil wir hier einen Kategorienfehler sehen: psychische Prozesse - phänomenale Wahrnehmungen, ihre soziokulturell bestimmte Bewertung, das Verstehen der Phänomenwahrnehmungen in interpretativ-hermeneutischen Prozessen – lassen sich auf diese Weise nicht adäquat erfassen. So haben sich unsere theoretischen Entwicklungen sich in der Folge stärker kontexttheoretisch/ökologisch und kulturalistisch orientiert. Dennoch kann man mit der *Lewinschen* Perspektive sagen, daß Identität (\mathbf{I}) Funktion der Ichprozesse des Leibes (\mathbf{iL}) im Kontext (\mathbf{Kn}) und lebenszeitlichen Kontinuum (\mathbf{Kt}) sind, denn Identität läßt sich in ihrer performativen Dimension auch mit einem weitgefaßten, „komplexen Verhaltensbegriff“ (*Sieper, Petzold* 2003) fassen – wobei die attributive Seite des Identitätsprozesses hier nicht berücksichtigt ist. Die Ichprozesse des Leibes selbst können in *Lewins* \mathbf{P} untergebracht werden, genauso wie Kontext bei \mathbf{U} . Daß das alles im Zeitkontinuum (\mathbf{Kn}) steht, ist durch das funktionale bzw. prozessuale Moment schon evident. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß der integrative begriffliche Apparat weitere und andersgeartete Verweisungshorizonte erschließt und Referenztheorien

einbezieht, wie dieser Text hinlänglich deutlich macht. Der „lifespan developmental approach“ longitudinaler Entwicklungspsychologie ist in der „Zeitperspektive“ K.L. Franks, die Lewin für das Lebensraumkonzept bezieht, nicht wirklich unterzubringen, und die persönliche und gemeinschaftliche Interpretation der erlebten Umwelt und des eigenleiblich Erspürten, die hermeneutische Arbeit des Subjekts und seiner Mitsubjekte, die Gestaltung des Erlebten in identitätsstiftenden diskursiven und aktionalen Narrationen (Ricœur 1990), die selbst wieder Gegenstand persönlicher und sozialer Hermeneutik (und damit von Identitätsprozessen) werden (Petzold 2001b, 2003g), übersteigt den feldtheoretischen Lewins.

Ich verwende das Identitätskonzept im Rahmen meiner "Integrativen Persönlichkeitstheorie" (idem 2003a), die noch näher dargestellt werden soll, in einer konsequenten *Kontextualisierung* (Feldbezug) und *Temporalisierung* (Zeitbezug) – in einer spatiotemporalen Verschränkung – und in einem „*narrationstheoretischen*“ Rahmen: Menschen sind in soziale Erzählnetze eingebunden (idem 2003g), in denen persönliche Biographie aus dem erlebten Lebensraum und Lebensvollzug als „*eigene Biographie*“ mit Einsetzen des *autobiographischen Memorierens* (Conway 1990) über die Zeit durch vielfältige Narrationen gebildet wird (Nelson 1979; Petzold 1991o; 1999k, Petzold, Müller 2004a), wobei vom zweiten Lebensjahr an *Identitätsprozesse* mit wachsender Prägnanz zu einer hinlänglich „kohärenten Identität“ führen (Petzold 1992a, 671ff). In ihnen werden durch fortlaufende „Identitätsarbeit“ (idem 1991o), durch „Identitätsprojekte“ (idem 2000h) zahllose Umwelteinflüsse in sozialisatorischen Prozessen „*reziproker Identitätsattribution*“ verarbeitet, so daß sich das Subjekt auf diese Weise von einseitigen Determinierungen zu befreien vermag und zu einer „*emanzipierten transversalen Identität*“ findet, welche sich in vielfältigen „Identitätsstilen“ und „life styles“ realisiert (Müller, Petzold 1998; Walters 1998).

Identitätsarbeit findet in komplexen, lebenslangen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen innerhalb von **sozioökologischen Feldern** statt. Man könnte durchaus auch von „sozioökologischen Systemen“ sprechen oder von „gesellschaftlichen Bühnen“⁴, denn diese identitätsstiftenden Prozesse können mit Gewinn durchaus unter unterschiedlichen theoretischen Optiken (Jacob-Krieger, Petzold et al. 2004) und in verschiedenen „Sprachspielen“ (Wittgenstein) erfaßt und analysiert werden. Die *sozialökologische Feldtheorie* und *Sozialisationsstheorie* der Integrativen Therapie mit ihrem nicht-physikalistischen und mathematisierten „kampanalen Feldbegriff, der die Lebendigkeit von biologischen, sozioökologischen Zusammenhängen betont“ (von lt. *campus*, dt. *Kamp* = bestelltes Feld; engl. *camp* = Feldlager) kann hier nicht ausführlich vorgestellt werden (vgl. Petzold, Ebert, Sieper 1999).

Zwei kompakte Definitionen mögen genügen:

»**Feld** – wir sprechen auch von einem in sich in Mikro-, Meso-, Makrobereiche gestaffelten **Kontext-/Kontinuum** – ist aus sozioökologischer, sozioökonomischer und sozialkonstruktiver Perspektive ein von gesellschaftlichen *Gruppen/Gruppierungen* wahrgenommener, in ihren Interaktionen definierter, interpretierter, bewerteter, mit kollektiven Kognitionen, Emotionen und Handlungen erfüllter Raum (ein sozial, ökologisch, ökonomisch, physikalisch und metaphorisch und dabei immer temporalisiert aufzufassender „*Lebensraum*“). Gruppen, die sich wechselseitig beeinflussen, miteinander koalieren, wettstreiten oder kämpfen, konstituieren ihn im historischen Prozeß (Berlin 1998).

⁴ *Feldtheorie* (Lewin) und *Systemtheorie* (Ukhtomsky, von Bertalanffy, Luhmann) sind strukturell verwandte Theorietypen (Metzger 1975), die vielfach „funktional äquivalent“ sind (Petzold 1998a). Es handelt sich um unterschiedliche „Sprachspiele“ (Wittgenstein), deren *communities* jeweils dem „Feldbegriff“ oder dem „Systembegriff“ den Vorzug geben. Die Beschreibung von „Feldverhältnissen“ – etwa wie Menschen miteinander in Organisationen, Arbeitskontexten, Klientensituationen umgehen, ihre Dynamiken und Interaktionen in einem konkreten Lebensraum mit seinen „Feldkräften“ – läßt sich mit feldtheoretischen Begriffen für eine bestimmte „Reichweite“ des Erfassens und der Erklärung gut bewerkstelligen. Konkreter, lebensnäher noch sind „dramatistische“ Sprachspiele (Burke, Goffman, Moreno), die mit Begriffen wie Rolle, Bühne, Szene, Skript, Spiel eine unmittelbare Anschaulichkeit ermöglichen. In der systemtheoretischen Formulierung wird eine weitaus größere Abstraktionsmöglichkeit erreicht und können Zusammenhänge mit einem hohen Grad von Verallgemeinerung dargestellt werden. Alle drei Theoriesprachen können in multitheoretischen Arbeitsprojekten *differentiell* (Luhmann 1992) mit Nutzen eingesetzt werden, wie dies im Integrativen Ansatz immer wieder geschieht, etwa im Kontext von Supervision (Petzold 1998a; Ebert 2001) und teilweise auch in dieser Arbeit.

Dieser Raum stellt ein *dynamisches Ganzes* dar, dessen – zumeist unscharfe, gelegentlich scharfe – Grenzen und Macht- und Einflußsphären als zentrale oder periphere *Sektoren* im Feld korrespondierend ausgehandelt oder durch Kampf bestimmt wurden. Ein *Feld* mit den in ihm befindlichen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen ist damit als ein umgrenzter Lebens-, Aufgaben- und Sinnbereich innerhalb umliegender oder übergeordneter Felder im Gesamtkontext der Gesellschaft zu sehen, ein kampanales Areal, das durch unspezifische und spezifische, in multiplen Kausalbeziehungen stehende „Feldkräfte“ gekennzeichnet ist: *affordances* und *constraints* (vgl. *Gibson* 1979), ökonomisches, symbolisches, kulturelles **Kapital** (vgl. *Bourdieu* 1976, 1980, 1992), **Diskurse** und Dispositive der Macht (vgl. *Foucault* 1978 a,b), Netzwerkdynamiken mit ihren kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen (*social worlds*, vgl. *Hass, Petzold* 1999; *Moscovici* 1984) und ihren im kollektiven Gedächtnis aufgehobenen Vergangenheitsbelastungen, Gegenwartskrisen, Zukunftschancen. Feldbedingungen und Feldprozesse konstituieren in Form intentionaler und fungierender sozialisatorischer Interaktionen und Narrationen sowie durch Wirkungen von formellen und informellen Sozialisationsagenturen das Sozialisationsklima und prägen die Sozialisationsprozesse von Individuen und Gruppen als „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekten“ (*Hurrelmann* 1995, 69)« (vgl. *Petzold, Ebert, Sieper* 1999).

Ein Feld wird *e x t e r n a l* bestimmt durch die Attribution von spezifischen und unspezifischen Identitätsmerkmalen (von „harten“ oder „weichen“ Territorialgrenzen und Sektorenmarkierungen, von Werten und Normen, von Problemen, Ressourcen und Potentialen, von Informationen und Diskursen) aus angrenzenden oder übergeordneten Feldern. Es wird weiterhin *i n t e r n a l* bestimmt durch Territorientierung, Segregations-, Hermetisierungs-, aber auch durch Expansions- und Konkurrenz Tendenzen, durch fachliche Konzepte, Werte und Normen, durch *Probleme*, *Ressourcen* [u.a. Kapital] und *Potentiale* (PRP), durch Informationen und Wissensbestände, Diskurse und Kapitalströme, die im Feld und seinen zentralen und peripheren Sektoren selbst vorhanden und wirksam sind. Sie werden mit dem Ziel seiner *Stabilisierung* und seines *Wachstums* genutzt oder kommen fungierend zum Tragen (durch Kommunikations- und Aufgabenspezifität, Ressourcenvorrat, Produktangebot, Handel und Austausch nach innen und außen). In Feld können *propulsive Untergrundkräfte* aus seiner Tiefenstruktur zum Tragen kommen, *laterale* Kräfte von seinen Rändern und *attraktorale* Kräfte aus seinem Zukunftsraum wirksam werden.

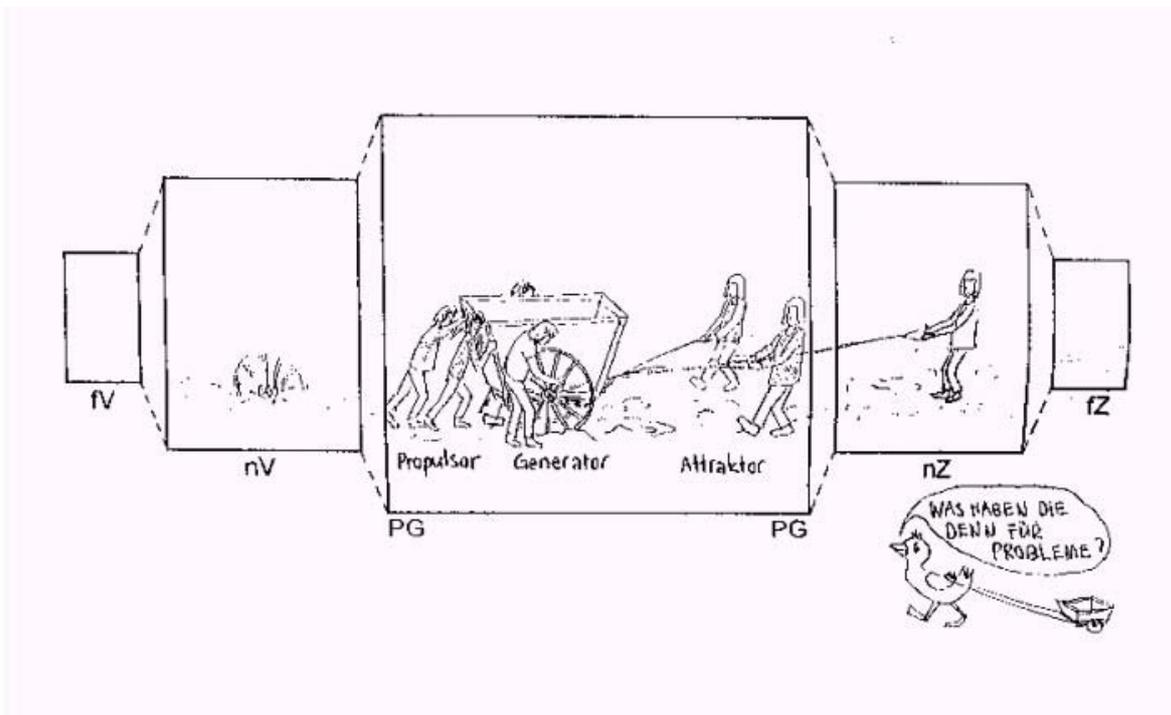


Abb. 1: Das Subjekt/die Person im „Konvoi“ auf der Lebensstrecke – Identitätsprozesse in Kontext/Kontinuum

Legende: Die Grundstruktur der Graphik stammt von Kurt Lewin (1963). Es handelt sich um den sogenannten *Lebensraum*, der eine *Zeitperspektive* (Frank) einschließt und eine *Identitätsmatrix* darstellt. In diesem *Kontext/Kontinuum* steht das Subjekt/die Persönlichkeit, bildet sich ihre **Identität**. Der Lebensraum hat über die Zeitperspektive durch Gedächtnis/Erinnerung der Person und der Personen ihres „Konvois“ eine ferne (**fV**) und nahe Vergangenheit (**nV**), im Zentrum die psychologische Gegenwart (**PG**), weiters die nahe (**nZ**) und die ferne Zukunft (**fZ**). Die ferne Vergangenheit, der Raum des Vergangenen, wird immer kleiner, genauso wie die ferne Zukunft. Die nahe Zukunft ist etwas größer. Die psychologische Gegenwart kann unterschiedlich lang sein, z.B. eine Woche oder ein Monat. ... Hier nun kann sich ganz leicht ein Fehler einschleichen, wenn man nicht beachtet, daß es sich in dieser Darstellung um die Zeitperspektive eines erwachsenen Menschen handelt. Beim kleinen Kind haben wir gar keine „ferne Vergangenheit“, beim Hochbetagten keine „ferne Zukunft“. Je nachdem, in welchem Alter wir gerade stehen, aber auch, in welcher Situation wir uns gerade befinden – in Streß oder Muße - kann das Erleben dieser *Zeitperspektive* sehr unterschiedlich sein. Meistens indes ist die „psychologische Gegenwart“ das Zentrale. In ihr laufen *Identitätsprozesse* ab findet unser *Identitätserleben* statt, allerdings immer mitbestimmt von Memoriertem und Antizipierten. Wir, unser „Lebensgefährte“, ist in der Regel nicht allein auf der Strecke (ahd. *sin*, sinn), und haben wir eine gute Orientierung (ahd. *sin*, sinn), läuft alles glatt. Manchmal aber „stecken wir fest“, sind in ein „Sandloch“ gefahren, in Lebensschwierigkeiten geraten und müssen sehen, wie wir da wieder herauskommen. Wir brauchen dazu in der Regel unsere Erfahrung, die in Erfahrenem wurzelt oder in Erfahrungen anderer, die uns übermittelt wurden, um in solchen Situationen *sinnvoll* handeln zu können. In unserer Vergangenheit gibt es manchmal Menschen und Ereignisse, die uns voranbrachten, durch positive Identitätsattributionen nach vorne geschoben haben. Wir nennen solche Kräfte *Propulsoren*. Wenn wir viele gute Kräfte in unserer Vergangenheit haben, Freunde, Lehrer, Eltern, Geschwister, die uns Gutes zutrauten, zuschrieben, dann ist das eine starke, vorwärtstreibende Kraft, ist Zuversicht in unserem Leben, das wir dann als *sinnvoll* erleben, was mit dem Erleben einer starken, prägnanten **Identität** verbunden ist. Es „stimmt“ alles, die Dinge passen zusammen, gehen ihren guten Gang (ahd. *sin*, sinn). - Nun fahren wir mit einem Weggeleit (mhd. *gesinde*) auf der Lebensstraße, und wenn unser „soziales Netzwerk“ ein guter „Konvoi“ ist, ressourcenreich und unterstützend (Petzold 1997p), haben wir in einer festgefahrenen Situation unserer Gegenwart auch Helfer, Menschen, die uns in die Speichen greifen, Kräfte *generieren* und uns wieder voran bringen. Wenn es solche Menschen gibt – wir nennen sie *Generatoren* - sind die Chancen auch ganz gut, aus diesem „Sandloch“ wieder herauszukommen. Es gibt aber noch weitere Kräfte: etwa unsere eigenen und gemeinsamen Pläne, Wünsche und Hoffnungen, die uns nach vorne ziehen, die Ziele, die uns winken oder die wir uns gesetzt haben (z.B. das Haus, das wir bauen wollen, die Kinder, die wir aufziehen wollen, die Karriere, die wir machen wollen). Derartige Kräfte nennen wir *Attraktoren*. Verheißungen und Versprechungen von persönlich bedeutsamen Menschen, ersehnte, antizipierte Ereignisse können starke Motivationen sein, Zukunftspläne in Angriff zu nehmen, unsere Persönlichkeit, unsere Identität zu entwickeln. Wenn wir „gut ziehende“ Zukunftsziele haben, die eine „Attraktion“ haben, uns wichtig und wertvoll scheinen, die „Sinn machen“ (Petzold 2001i; Petzold, Orth 2004a), dann kommen wir auch vorwärts, können die Ziele realisieren unsere Identität wächst, gewinnt an Prägnanz, Stabilität und zugleich an Flexibilitätspotential.

Die *Synergie* der vielfältigen externalen und internalen Einflüsse und Austauschprozesse, ihre differenzielle und integrierende Vernetzung in der *kollektiven Identitätsarbeit des Feldes* konstituieren im *Kontinuum* in fortwährenden Emergenzen „**Feldidentität im Prozeß**“: durch Dekonstruktionen, Bricolage, Navigation, durch Diskurse, Narrationen, Reflexionen, Metareflexionen, durch Macht- und Wahrheitsspiele (Foucault 1998). Gelingende Feldprozesse – überlegt und legitimiert gesteuerte und spontane, selbstorganisierende Prozesse – bestimmen in ihrer kokreativen Interaktion mit den Einwirkungen aus umliegenden und übergeordneten Feldern transversale, sich beständig überschreitende **Feldentwicklungen**“ (vgl. Petzold, Lemke, Rodriguez-Petzold 1994b, 321; Petzold, Ebert, Sieper 1999; Petzold, Steffan 1999b). In diesen Prozessen geschieht Sozialisation und damit Ausbildung von *Identität*.

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen [Feldsektoren bzw. –arealen] in multiplen *Kontexten* entlang des *Zeitkontinuums* (Petzold, Bubolz 1976) aufgefasst. Es ist der – gelingende oder mißlingende Prozeß der Entstehung und Entwick-

lung des Leibsubjekts mit seiner Persönlichkeit [Selbst, Ich Identität] in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, in sozialen Netzwerken und Konvois (*Hass, Petzold* 1999) über die *Lebensspanne* hin. In diesen Kontexten prägen und formen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse, die *Feldkräfte* den Menschen unmittelbar und mittelbar in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen: durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung und Abwertung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, durch Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (*J. Assmann* 1999), durch Förderung oder Mißhandlung. Dabei wird der Mensch als 'produktiver Realitätsverarbeiter' (*Hurrelmann* 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt als 'Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse' (vgl. *Brandtstädter* 1985, 1992): durch Meistern von 'Entwicklungsaufgaben' (*Havighurst* 1948), durch Identitätswürfe, Ausbildung von 'Identitätsstilen', Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen 'multipler Reziprozität', der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretieren und gestalten Menschen die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (*Vygotsky* 1978). Das geschieht in einer Weise, daß sich die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (*Müller, Petzold* 1999) beständig verändern. Das Subjekt entwickelt sie und sich selbst mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* und *Individuation* (d. h. Generierung von 'social worlds', von kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen einerseits und Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen andererseits). Das Ergebnis dieser Dialektik im Sozialisationsprozess ist eine je spezifische, in beständigen **konnektierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende **flexible, transversale Identität**. Mit ihr ist das in der Weltkomplexität **navigierende** Subjekt, ist seine sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit für eine wachsend globale, transkulturelle Gesellschaft, für ihre Makro-, Meso-, Mikrokontexte und deren Strukturen und Zukunftshorizonte in optimaler Weise ausgerüstet" (*Petzold, Ebert, Sieper* 1999; vgl. *Petzold, Orth* 1999, 202f).

Identität bildet sich demnach in multiplen Beziehungen, dem aktionalen und narrativen Wechselspiel (*Petzold* 1991o, 1992a, 900 ff) des Menschen als Person [= Selbst, Ich, Identität] in ihrer Umwelt, ihrem „Feld“ [feldtheoretisches Sprachspiel], sie formt sich in Interaktionen des Menschen als „personalem System“ mit umliegenden Systemen [systemtheoretisches Sprachspiel], die als 'Identitätsmatrizen' verstanden werden. Welches Sprachspiel wir nun aufgreifen, es geht jeweils um Prozesse, in denen das Eigene im Kontakt mit dem Anderen durch das „Aushandeln von Grenzen“, im Erkanntwerden und Sich-selbst-Erkennen immer wieder herausgebildet wird. Dieser Prozeß der **Identitätsarbeit** als persönliche und gemeinschaftliche Hermeneutik (idem 1988 a, b) in intersubjektiven, sozialen und kulturellen Konstellationen macht deutlich, daß es um eine 'Identität im Wandel' von sich verändernden Kontext- und Kontinuumsverhältnissen geht, um eine Identität, die *Strukturmomente* und *Prozeßmomente*, Flexibilität und Stabilität emanzipatorisch verbindet und so dem Subjekt ermöglicht, im 'Meer der Weltkomplexität' mit hinlänglicher Sicherheit zu **navigieren**, seinen Kurs zu bestimmen unter ko-kreativer Be- und Verarbeitung der durch den Kontext gegebenen **Probleme**, **Ressourcen** und **Potentiale** (idem 1997p).

Im Folgenden sei der Ansatz der „Integrativen Identitätstheorie“ in Kürze mit Referenz zu den vor- und nachstehenden Definitionen von Kultur, Feld, Sozialwelt, Sozialisation, Lifestyle Community dargestellt, denn es dürfte deutlich geworden sein:

Ohne Einbettung in die – differentiell zu betrachtende – soziale Realität, und ohne Bezug zu den kollektiven Dimensionen der Identität von *Personen*, die ihrerseits wieder zur Konstitution kollektiver Identitäten etwa von *Gruppe* und *Gesellschaft* (*Ruano-Borbalan* 1998) beitragen, wird „Identität“ nicht verstehbar, denn sie ist immer „Identität im Feld“, in „Kontext und Kontinuum“.

Menschen sind seit den Anfängen der Hominisation und auf ihren „Wegen“ durch die Jahrtausende „sinnstiftende und kulturschaffende Wesen“ (*Petzold* 2003e; *Petzold, Orth* 2004a, b). In gemeinsamer „**Kulturarbeit**“ bringen Gruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften, Völker „**Kulturen**“ mit ihren „**Kulturgütern**“ hervor (Sagen, Volkslieder, Brauchtum, Ueberlieferungen, Monumente), die neben kulturellen Errungenschaften wie Sprache, Territorien, Verfassung etc. – wichtige Momente seiner

Eigen-art sind, durch die diese Gruppe "von außen", durch andere Gruppen, Gemeinschaften, Völker „identifiziert“ wird. Durch diese „Identifizierungen“ von „außen“ und die damit verbundene Erfahrung eines *Anderen*, im Kontakt mit diesem Fremden oder auch Bekannten, kann *Eigenes* klarer erfahren werden und wird auch Fremdes als solches vertraut, denn „das Eigene wächst am Fremden“ (idem 1995f). Fremdes gewinnt dadurch die Chance, nicht zum Bedrohlichen zu werden, sondern zum Moment eines *reziproken bzw. doppelt reziproken Identitätsprozesses* (idem 1996j), in dem die Angehörigen unterschiedlicher Völker oder Gruppen sich jeweils nach „außen“ zum *angrenzenden* Nachbarn hin als *zugehörig* erleben und nach „innen“ eine Zugehörigkeit durch „*Identifikation*“ mit „ihrer“ Gemeinschaft aufbauen und erhalten können. *Identitätsprozesse* zwischen und in komplexen Gemeinschaften können deshalb nicht linearkausal betrachtet werden, sondern sind als „*multiple Konnektivierungen*“ (Petzold 1998a) zu sehen. Für das Entstehen von "Kulturgütern" muß demnach die Matrix einer Gemeinschaft mit ihrer Kultur im Kontext anderer Gemeinschaften mit ihren Kulturen als einer „*Hypermatrix*“ vorhanden sein.

Diese faktisch gegebene „*Hypermatrix*“ begründet ein explizites und implizites Wissen um die „*eigene Kultur*“ und um eine „*Multikulturalität*“, die – sind gute und vielfältige Beziehungen vorhanden – durch solche Multilateralität „*interkulturelle Qualitäten*“ möglich machen. Diese wiederum bieten die Chance, bei gemeinsamen Projekten, intensiven Polylogen, Kooperationen und wechselseitiger Kenntnis, daß auch „*transkulturelle Qualitäten*“ emergieren können, in denen sich Kulturübergreifendes als ein über die Interkulturalität hinausgehendes „*Novum*“ artikuliert. Von all diesen in und zwischen Kollektiven ablaufenden Prozessen wird jedes Einzelmitglied der jeweiligen Gemeinschaft mehr oder weniger mitgeprägt und in seiner Identität bestimmt. Jede Persönlichkeit ist über ihre Identität *individueller Kulturträger* der *kollektiven Kultur*, der sie zugehört und die ihre Identität prägte. Sie wird durch etwaige interkulturelle Öffnungen ihrer kulturellen Matrix zu anderen Kulturen hin von diesen berührt und ggf. beeinflusst, ja geformt, wie bei mehrsprachig Aufgewachsenen bzw. Aufwachsenden deutlich wird (Petzold 1968c).

Das Kulturverständnis und der Kulturbegriff des „Integrativen Ansatzes“ seien wegen ihrer hohen Relevanz für das Verständnis von Identitätsprozessen kurz umrissen:

Lebendige **Kulturen** (im Unterschied zu vergangenen) gründen in einem aktuellen *kulturellen Raum/Feld* mit seinen Grundbeständen (Territorien, Landschaften, Sprache) und Dokumenten (Monumente, Archivalien, Literatur usw.) und begründen *diesen Raum/dieses Feld* zugleich durch *Emergenzphänomene*, welche aufgrund kulturschaffender Prozesse von sozialen Gemeinschaften und Gruppen, aber auch von Individuen zustande kommen. In diesen Prozessen *emergiert Kultur* als **Q u a l i t ä t** mit spezifischen Qualitätsmerkmalen aus der *Matrix* der vielfältigen Konnektivierungen von *kulturellen Mustern/Schemata* als Mikrophenomenen, *kulturellen Stilen* und *kulturellen Strömungen* als Meso- und Makrophenomenen sowie durch die Verbindungen zu der *Hypermatrix* der umliegenden Kulturen. **Kultur** wird als solche innerhalb und außerhalb des Raumes/Feldes wahrnehmbar. Dabei kann es territoriale (ländergebundene, z.B. die Schweizer Kultur) und transterritoriale (z.B. die deutsche Kultur weltweit) Kulturräume geben, Makro-, Meso- und Mikrokulturen (z.B. National-, Organisations-, Teamkulturen usw.) Kultur prägt die **Identität** der ihr zugehörigen Menschen, die damit zu „Kulturträgern“ werden und ggf. durch individuelle Ausformungen zu „ihrer“ Kultur beitragen (Petzold 1975h).

Dieser Kulturbegriff kann vielfältig verwendet und spezifiziert werden (vgl. Petzold 1998a, 312), abhängig davon, für welchen Kontext, welche Felddimension (Petzold, Ebert, Sieper 1999) man ihn verwendet: z.B. für den Makrobereich der *Gesellschaft* oder den Mikrobereich einer *Persönlichkeit* mit ihrer Identität, weil *Persönlichkeit* ohne die **Matrixkultur**, aus der sie hervorgegangen ist und zu der sie beiträgt, nicht hinlänglich erfaßt und verstanden werden kann (siehe das Eingangszitat zu diesem Artikel). Immer aber beinhaltet der Kulturbegriff ein synergetisches Moment. Er führt Elemente zusammen, konnektiviert sie zu einem Netz von Bezügen (*schwache Integration*) oder zu einem übergeordneten Ganzen (*starke Integration*, vgl. idem 2002b).

Eine Kultur ist ein Gesamt von archivierten und tradierten kollektiven Wissensständen, Kenntnissen, Erfahrungen, Techniken und ihrer aktual vollzogene Umsetzung in kollektiven bzw. kollektiv imprägnierten Kognitionen, übergreifenden emotionalen und volitiven Lagen und Lebenspraxen von Gruppen und Einzelpersonen (Petzold 1975h, 1998a, 244).

In **Kultur** verbinden sich eine Vielzahl kultureller Strömungen, **Stile, Muster/Schemata** zu einer Textur, die für all diese Phänomene einen Kontext bietet, eine Matrix der Vernetzung mit einem je spezifischen „Emergenzpotential“ (ibid. 236ff, 312), d.h. einer *Generativität* bzw. *Kokreativität* (ibid. 264, 272, 294, *Iljine, Petzold, Sieper* 1990). Kulturgüter, z.B. Volkskunst, kulturelles Wissen, Technik können als *Emergenzien* dieser Kokreativität gesehen werden

Sie haben auf der Mikroebene die Form von kulturellen Mustern bzw. Strukturen, die Identitätscharakteristiken von Personen prägen und ihr individuelles und Klein- und Großgruppenverhalten bestimmen. Hier kann auf das auf *Pierre Janet* zurückgehende Konzept des „Schemas“ zurückgegriffen werden. *Piaget*, der *Janet* als seinen Lehrer bezeichnete, hat es bekannt gemacht. Ueber *Grawe* (1998) gewann es in der klinischen Psychologie Bedeutung. Der Schema-Begriff kann als funktionelles Äquivalent für Begriffe wie *Muster, Struktur, Plan, Narrativ, Script* gesehen werden (*Schank, Abelson* 1977; *Petzold* 1992a, 901ff).

»**Schemata** sind im Zeitkontinuum als *gleichförmig oder ähnlich identifizierbare Muster* des Verhaltens (Denkens, Fühlen, Handelns, Wollens, Kommunizierens) – auf der Mikroebene Verhalten von Individuen und Kleingruppen. **Schemata** können sich auf der Mesoebene und Makroebene zu komplexeren Formen zusammenschließen, etwa zu einem „**Stil**“ als *Synergem von kulturellen Mustern* oder gleichfalls auf einer Meso- oder Makroebene zu einer „**Strömung**“ als *Synergem von Stilen*. Formen der Kunst, Wissenschaft, Politik etc. und können als **Strömungen** mit unterschiedlichen **Stilen** und spezifischen **Schemata/Mustern im Rahmen einer Kultur** betrachtet werden. Schemata, Stile, Strömungen machen das „Eigene“ einer Kultur prägnant und sensibilisieren damit für das Andere anderer Kulturen. Sie wirken in jeder Persönlichkeit und kommen in ihrer *Identität* und Verhaltensperformanz zum Tragen.«

Dieses „sensibilisierte Wissen“ über relevante Schemata, Stile, Strömungen in Kulturen kann eine unterschiedliche Prägnanz und Qualität haben, je nachdem, ob man viel oder wenig über das Andere weiß, ob das Fremde als bedrohlich, feindlich gar oder als interessant und bereichernd erlebt wird. Je intensiver Kontakte zwischen Kulturen sind, es also zu *interkulturellen* Prozessen, zu wirklicher *Interkulturalität*, d.h. geteiltem, erlebtem, wertgeschätztem Wissen um die „Andersheit des Anderen“ kommt – wir übertragen diesen Topos von *Lévinas* (1983) auf Kollektive –, desto fruchtbarer und friedlicher kann Zusammenleben zwischen Menschen und Völkern werden. Die schon erwähnten *transkulturellen* Phänomene können umso besser eintreten, wenn „Eigenes“, eigene „Kulturgüter“ als Identitätsmerkmale *geteilt* werden, so daß in Begegnung und Auseinandersetzung der unterschiedliche Kulturen, in „Ko-responsenzen“ (*Petzold* 1993e), „*Transqualitäten*“ mit einem neuen „*Kulturgefühl*“ und „*Kulturbewußtsein*“ (idem 1998a, 41, 250) aus dem Hintergrund „vielfältiger Unterschiedlichkeit“ der Kulturen *emergieren* und sich „*Transkulturalität*“ konstituiert (vgl. ibid.314f), die die bestehenden Kulturen nicht nivelliert sondern erhält – **also Identität sichert**.

Das schließt Konflikte und Konflikthafes nicht aus, ja erfordert *Differenz*, ja **Dissens**, ohne die es keinen Fortschritt gibt und keine Integrationsmöglichkeiten. – Das gilt für die *individuelle* wie für die *kollektive* Ebene, zwischen denen das Identitätskonzept vermittelt, in oszillierenden Prozessen eine Brückenfunktion hat.

Man kann die verschiedenen Identitätstheorien geradezu an der Art und Weise unterscheiden, wie sie das Verhältnis Individuum/Gesellschaft, Einzelner/Kollektiv akzentuieren und theoretisch aufbereiten. Die Identitätstheorie *Meads* etwa macht deutlich, daß es beim Identitätsthema durchaus um konflikthafte Fragestellungen geht: Was ist, wenn die „*Identifizierungen*“ – wie ich diese Fremdzuschreibungen aus dem „Außenfeld“ bezeichnet habe (*Petzold, Mathias* 1983) – nicht mit *Identifikationen*, d.h. mit Selbstattributionen im „Binnenraum“ belegt werden können (ibid.)?

"Meine Stimme ist weiß Gott nicht schön, und meine Lieder sind doch eher mäßig. Die Leute, die das gut finden, haben eben keine Maßstäbe!"

Eine solche innere *reflektierende Einschätzung (appraisal)* und *emotionale Bewertung (valuation)* setzt aber voraus, daß die sich so im Vergleich mit den Außenattributionen selbstbewertende Maßstäbe haben muß, die sie sicher nicht "gänzlich aus sich selbst" entwickelt hat, sondern die sich in der Auseinandersetzung mit außenvermittelten Normen aus relevanten Kollektiven herausgebildet haben. Da in allen Gesellschaften „kollektive Bewertungsmaßstäbe“ für alle möglichen Formen gesellschaftlichen Lebens und für die individuellen Verhaltensweisen vorhanden sind, die dem Gemeinschaftsleben entfließen und es zugleich als seine „**Kultur**“ konstituieren, findet sich im Identität

tätsthema immer und unausweichlich die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Persönlichkeit und Sozialität, der „**Unizität/Einzigartigkeit**“ der Person und ihrer „**Plurizität/Vielfalt**“ (idem 2002b). Wie ich (idem 1991o) hervorhebe, kann man sagen, daß das *Identitätskonzept die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft markiert*, der persönlichen und gemeinschaftlichen Kultur darstellt, wobei ersichtlich wird, daß die Identitätskonzeption nicht nur auf das "personale System" begrenzt werden sollte, sondern daß auch von der „*Identität sozialer Systeme*“ gesprochen werden kann: von der Identität einer Gruppe, eines Betriebs, eines Volkes - von *kultureller Identität*.

So findet sich im Identitätskonzept, ganz allgemein gesprochen, das Problem „der Einen und der Anderen“: Das Wechselspiel der *Identifizierungen* und *Identifikationen* wird hier deutlich, das Spiel der *selbstattributiven* Definitionen von Identität und das der *fremdattributiven* – auf der globalen wie auf der individuellen Ebene.

Identität ist ein "Relationsbegriff" (Haußer 1995, 3). Sie bestimmt sich in Relationen: des einen Individuums zum andern, des Individuums zur Gesellschaft, der einen Gruppe zur anderen, der Gruppe zur Gesellschaft, der einen Gesellschaft zur anderen Gesellschaft etc. Identität ist einerseits „eine innere, selbstkonstruierte dynamische Organisation“ (Marcia 1980, 159) von verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften im Zeitkontinuum. Sie ist andererseits aber auch eine durch das Umfeld konstituierte dynamische Organisation von Zuschreibungen über die Zeit hin. Diese beiden Dimensionen sind miteinander veschränkt, wie schon Erikson in seiner Identitätsdefinition erkennen läßt.

Ich setze in meinem Identitätsansatz deutlich andere Akzente und hebe mit Referenz zu den Konzeptualisierungen von Mead, Goffman, Habermas die *attributive* Identitätskonstitution stärker hervor. Identität wird durch die Zuweisung von Eigenschaften, Fähigkeiten etc. von Seiten der Anderen und durch die Wahrnehmung, *kognitive Einschätzung (appraisal)* und *emotionale Bewertung (valuation)* dieser Zuweisungen wesentlich mitkonstituiert. Da Identitätsbildung *über die Zeit hin* in soziokulturellen Kontexten erfolgt, muß Identität immer als *Entwicklungs- und Sozialisationsprozeß* gesehen werden, der dynamisch verläuft, nämlich von den inneren Entwicklungen der Persönlichkeit in der Verschränkung mit den sie bestimmenden und prägenden Außeneinflüssen. Dieser Prozeß kann also nicht in einem strikten Phasenmodell erfolgen, wie dies Erikson konzipierte. Vielmehr wird in einer Ausrichtung am „Lifespan developmental approach“ (Baltes et al. 1980; Petzold 1979k, 1999b) eine beständige Identitätsentwicklung und -veränderung über die Lebensspanne hin angenommen. Damit wird das Moment der „Gleichheit“ bzw. „Selbigkeit“ in der Dauer von Eriksons Definition eingeschränkt. Die Erträge der philosophischen Reflexionen von Ricœur (1990) zum Thema *Selbigkeit* und *Selbtheit* (vgl. 1.3, 1.3.1) müssen hier genutzt werden. Entwicklung bringt Veränderung in die Selbigkeit, und notfalls kann eine „hinlängliche Selbigkeit“ angenommen werden, die überdies noch ein starkes Moment der *Fremdbestimmtheit* offenläßt.

Man kommt mit diesen Fremdeinflüssen in die Nähe von Goffmans Stigmatheorie der Zuweisung negativer Identitätsattributionen. Goffman unterscheidet in seinem Identitätskonzept „*soziale Identität, persönliche und Ich-Identität*“, wobei die *soziale Identität* das Moment der Typisierung und Klassifizierung eines Menschen durch Andere umfaßt (Goffman 1974, 9), die *persönliche Identität*, die Bestände seiner einzigartigen biographischen Merkmale und Kennzeichen umschließt und die *Ich-Identität*, die zu allererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit ist, notwendiger Weise von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion steht. Dem *Ich* kommt damit eine besondere Bedeutung zu, weil es offensichtlich das „Eigene und das Fremde“ in den Identitätsprozessen reguliert. Moderne Identitätstheorien wie die von Krappmann (1978) oder Petzold (1984i) haben dieses dynamische Moment besonders ausgearbeitet und die *balancierende Tätigkeit des Ich* im Identitätsprozeß näher untersucht, durch die u.a. *Interaktionskompetenzen* wie z.B. Rollendistanz, Empathie, Ambiguitätstoleranz in Identitätsdarstellungen im Alltag (nach Goffman 1969) entwickelt werden (Krappmann 1978, 132ff; Petzold, Mathias 1983). Für den Bereich von Psychotherapie oder kreativer Therapieformen haben sie eine große Bedeutung, denn dort wird *Identitätsarbeit* geleistet (Petzold 1991o), in der ein Mensch sich selbst und seine Identität oder Bereiche von ihr „**zum Projekt**“ macht, begleitet und unterstützt vom Therapeuten und (bei Gruppenbehandlungen) der Therapiegruppe:

„*Ich mache mich selbst zum Projekt*, mache mein dünnes soziales Netzwerk zum Projekt. Es soll reicher werden. Ich mache meine Unsicherheit zum Projekt, nein, meine Sicherheit!“

Hier geschieht „**empowerment**“, wird der Patient Mitarbeiter, Partner, Projektleiter (*Petzold, Orth* 1999). Er findet und entwickelt seinen eigenen „Identitätsstil“, Stile seiner eigenen Existenz (*Foucault* 1998; *Petzold, Orth, Sieper* 1999). Eine aktive, improvisatorische Musiktherapie, Bewegungs- und Tanztherapie, Kunsttherapie, die eigene Existenzstile unterstützt (*Frohne* 1979; *Hegi* 1998; *Müller, Petzold* 1999; *Petzold, Orth* 1990; *Petzold* 1988n) kann dabei eine gute Hilfe, Unterstützung und Förderung sein.

Für die Fragestellung der Psychotherapie wird es darum gehen, ein Modell zur Verfügung zu haben, das sowohl für die Dimension *persönlicher* Identitätsprozesse von Individuen dienlich ist als auch Identitätsprozesse auf gruppaler oder *kollektiver* Ebene erklärbar macht und dabei noch für klinische Zusammenhänge Perspektiven und Interventionsmöglichkeiten eröffnet. Das „Integrative Identitätsmodell“ (*Petzold* 1975h, 1984i; *Petzold, Mathias* 1983) kann einen geeigneten Referenzrahmen bieten. Es verbindet Perspektiven verschiedener identitätstheoretischer Ansätze (*Wijnen, Petzold* 2003) in einer originellen Weise, entwickelt darüber hinaus Interpretationsraster für Identitätsphänomene von Einzelpersonen und Gruppen und bietet mit den Konzepten „**Identitätsarbeit**“ und „**Identitätsprojekte**“ eine Praxis identitätstherapeutischer Behandlung (*Petzold* 1993p; 1998h; 2000h).

Gemeinsame **Identitätsarbeit** im makro-, meso- und mikrokulturellen Rahmen, in 'sozialen Netzwerken' mit ihren 'social worlds' (*Hass, Petzold* 1999), Kreation von '*Identitätsstilen*' und Kokreation von '*life styles*' und '*cultural styles*', an denen man partizipieren und zu denen man beitragen kann, das alles macht den Menschen zum emanzipierten und produktiven Gestalter bzw. Mitgestalter seiner Identität, seiner Gesellschaft, seiner Kultur (vgl. *Petzold* 1994d, *Petzold, Sieper* 1998).

4. Das Integrative Identitätskonzept – Identitätsarbeit, Identitätsstile

Der aufgezeigte und sehr verdichtet umrissene feld-, sozialisations- und kulturtheoretische Rahmen hat, so hoffe ich, deutlich gemacht, daß das Konzept der „**Identität**“ ohne Anschluß an Vorstellungen und Konzepte zu Gesellschafts- und Kulturtheorie nicht auskommt, daß also der Polylog mit den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften unverzichtbar ist, um Identität als Ausdruck einer **Kultur** auf der Mikroebene eines Subjektes, das an dieser Kultur als Makroebene partizipiert und sie repräsentiert, zu verstehen.

"Identität kann definiert werden als das Ergebnis der Syntheseleistung des **Ichs** in der Verarbeitung von **reziproken Identifizierungen** aus vielfältigen sozialen bzw. kulturellen Kontexten (*Fremdattributionen, Fremdbilder*), ihrer **emotionalen Bewertung** (*valuation*), **kognitiven Einschätzung** (*appraisal*) aufgrund soziokultureller Normen und ihrer Verbindung mit **Identifikationen** (*Selbstattributionen, Selbstbilder*) in einem permanenten, transversalen Prozeß der „**Identitätsarbeit**“, der eine hinlängliche **Konsistenz** des **Identitätserlebens** und zugleich eine **Flexibilität** von **Identitätsstilen** über die Zeit hin gewährleistet sowie eine variable, vielfacettige **Identitätsrepräsentation** im sozialen bzw. kulturellen Kontext/Kontinuum ermöglicht" (*Petzold 1994d*)

Im Modell und Konzept der „**Integrativen Identität**“ ist bei seiner theoretischen Elaboration von Anfang an aufgrund der grundsätzlich *prozessualen* Konzeptualisierung der Begriff der „**Identitätsarbeit**“ 1975 von mir eingeführt worden:

„Die Herausbildung von Identität ist ein kreatives, Entwicklungsdynamisches Geschehen, ein Prozeß **kokreativer Identitätsarbeit**, den ein Kind und sein relevantes familiales und soziales Netzwerk seit Kleinkindtagen leistet, wobei die Eltern und Bezugspersonen zur Identität des Kindes, dieses aber auch zur Identität der Eltern beiträgt“ (*Petzold 1975h*).

„**Identitätsarbeit** ist die Arbeit, die der Mensch/das Subjekt, d.h. sein **Selbst** durch sein **Ich** für die Konstituierung personaler **Identität** im Rahmen des Aufbaus und des Erhalts einer Persönlichkeit über die Lebenszeit hin in Prozessen 'reziproker Identifizierung', der Vermittlung von persönlichen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Ansprüchen bzw. Rahmenbedingungen in Prozessen der *Differenzierung, Integration* und *Kreation* permanent zu leisten hat, denn **Identitätsarbeit** ist der sich vollziehende, fungierende und intentionale **Identitätsprozeß**, ein höchst kreatives/kokreatives Geschehen, in dem das 'Kunstwerk der Person' entsteht und entwickelt wird“ (*idem 1988t*).

In einem solchen integrativen Konzept von „**Identität**“ und „**Identitätsarbeit**“ ist man durch die Fokussierung auf die Schnittstelle zwischen *Individuum* und *Gesellschaft*, durch die Auseinandersetzung mit den Verschränkungen von individuellen und kollektiven Dynamiken darauf verwiesen, persönliche *Entwicklung* (gesehen mit den Augen des Entwicklungspsychologen), *Sozialisation* (betrachtet mit den Augen des Sozialpsychologen und Soziologen) und *Enkulturation* (beobachtet mit den Augen des Ethnologen und Kulturwissenschaftlers) zusammenzudenken. Es werden mehrperspektivische Sichtweisen und synoptische Leistungen erforderlich, wie sie auch für ein integrativ ausgelegtes Verständnis von Therapie, eine **Integrative Therapie**, unverzichtbar sind. Die Identitätsprozesse des Individuums und die Identitätsprozesse sozialer und kultureller Gruppen und Gemeinschaften sind deshalb auf der Mikro-, Meso- und Makroebene verwoben. In unserer Theorie kommt das sowohl in der Konnektivierung der Konzepte von *Person* als dynamisches System von „Selbst, Ich und Identität“, von *sozialem Netz* als Gruppe konnektierter Personen, von *sozialer Welt* als von einer Gruppe geteilte „kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen“ und von *Kultur* als übergreifendes System „kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen“ zum Ausdruck wie auch in der Verbindung der Konzepte *Identitätsstile, life styles, kulturelle Stile*. Die Konzepte seien kurz definiert:

"Identitätsstile entstehen in der **Identitätsarbeit** des **Ich** in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der *Selbst- und Identitätskonstitution*, die bestimmte *Selbstbilder, Identitätsfacetten* (*idem 1992a, 531*) prägnant werden lassen ('So will ich sein, das will ich leben!'), die bestimmte *Bewertungen* (*appraisals, valuations, vgl. ibid. 532*) der *Identitätsperformanz* akzentuieren ('So finde ich mich gut, so findet man mich gut!'). Sie führen auf diese Weise zu habitualisierten

bzw. ritualisierten Formen der *Selbst- und Identitätspräsentation* (Goffman 1959) ('Ich will, daß Andere mich so sehen, deshalb stelle ich mich so dar!'). Diese *Präsentationen* von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer "cultural and social worlds" und besonderer "life style communities" statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen, vgl. Petzold 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische **'life styles'** praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnanten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von Identitätsstilen und sind mit verschiedenen *'social words'* und *'life style communities'* verbunden" (Petzold 1994d).

Unsere Konzeption des **Identitätsstils**, sichtbar in der Identitätsperformanz bzw. Identitätsrepräsentation in sozialen Mikro- und Mesowelten, schließt Foucaults (1998) Konzept des „Existenzstils“ ein. Sie ist „soziologischer“ als die von Berzonsky (1993), indem der Bezug zum kulturellen Rahmen, spezifischen *Kulturen* und „*kulturellen Stilen*“ (vgl. unsere Definition von *Kultur*) als Makro- und Mesophänomenen und zu spezifischen "life styles" als Meso- und Mikrophenomenen hergestellt wird, weil wir individuelle Schicksale unabdingbar in soziale Zusammenhänge eingebettet sehen, was für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Therapie und Persönlichkeitsentwicklung kardinale Bedeutung gewinnt.

"Life styles sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch 'life style marker', d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internetuse etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und *Angrenzungen*, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style markern* versorgt, daß die Adepten in die '*life style community*' aufgenommen werden und aus der so entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese Stärkung ist effektiv, so lange es nicht zu einer Fixierung auf einen eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen '*life style communities*' möglich bleibt oder gar gefördert wird" (Petzold 1994d).

"Life styles" als Möglichkeit frei gewählter und selbstbestimmter Lebensformen für die Mehrzahl der Bürger moderner demokratischer Prosperitätsstaaten sind ein Phänomen der Moderne, Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilitätschancen und -zwänge (Beck 1986; Sennett 1996). Der englische Term wird beibehalten, um Verwechslungen mit dem fruchtbaren und wesentlichen Konzept, das Alfred Adler (1928, 4; 1930, 84ff) in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre einführte, vorzubeugen: dem des "Lebensstils" mit seinem *primären*, subjektiv persönlichen Bezugssystem und seinem *sekundären*, allgemein sozialen Bezugssystem (Titze 1985, 31ff). In diesem Konzept, das letztlich für eine sozial verankerte Persönlichkeit steht, sind viele moderne Entwicklungen sozialisationstheoretisch begründeter Konzeptualisierung in der Psychotherapie vorweggenommen. "Life style" als modernes Phänomen fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen und von einer produktions- und konsumbestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Im "life style" können *Selbstverwirklichung*, wirtschaftlicher Gewinn (oft mit "Sicherheit" gleichgesetzt) und *Selbstkonsum* konvergieren. Deshalb ist der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (self-enlargement, -enrichment, -empowerment) sowie seiner destruktiven (self-curtaiment, -impovrishment, selfdestruction) und ihrer Berücksichtigung in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller, Petzold 1998). In Werbung und Produktion haben Life-Style-Analysen – anders als im therapeutischen Feld – große Aufmerksamkeit gefunden (Kramer 1991; Hölscher 1998), ja selbst die Kirche hat sich mit dem *life style* ihrer jugendlichen „Kunden“ befaßt (Dauth 1991; Engler et al. 1996). Im Life-Style-Konzept kommen moderne Fragen etwa zur Genderperspektive, Lebensstile und -formen von Männern und Frauen zur Sprache (Feller 1996; Stoll 1995; Schmeiser-Rieder et al. 1998), damit verbunden Fragen der

Mode, des „stylings“ (Sedlmaier et al. 1999; Kuß, Sedlmaier 1999). Gesundheit, Sport, Sex, Ernährung, Lebensführung, Computerwelt, Cyberspace sind weitere zentrale Life-Style-Themen (Finke 1999; Rossmeyer 1999; Naul et al. 1998; Mittag 1993; Porst 1998; Wimmer-Puchinger 1993; Schwinger, Scheib 1998). Über den Life-Style erscheint das Leben steuerbar, glaubt der moderne Mensch das Leben „designen“ zu können (Kurz 1999), kann er sich durch ein optimales „Selbstmanagement“ selbst führen (Howald, Gottwald 1996) – zum Erfolg versteht sich, in der "großen Freiheit", die das neue Millennium verspricht: "The Roaring 2000s. Building the wealth and lifestyle you desire in the greatest boom in history" (Dent 1998). Die vielfältigen Life-style-Communities entwickeln eine beständig expandierende Geschäftigkeit. Fortwährend entstehen aus ihnen neue Gruppierungen, *emergieren* neue *life styles* aus den vielfältigen Vernetzungen oder werden von Life-Style-Designern aufgrund von Marktanalysen entworfen, denn es ist inzwischen eine gewaltige "*life style industry*" entstanden und herkömmliche Branchen haben das Life-Style-Paradigma übernommen. Es wäre aber falsch, hier ein bloßes *Marktphänomen* zu sehen, es handelt sich um *Kulturphänomene* einer Megakultur (die der modernen, globalen Hochtechnologiegesellschaft), in der "Märkte" in zahlreiche, ja vielleicht die meisten Kulturbereiche eingedrungen sind. Man braucht nur in den Zeitschriftenmarkt eines großen Bahnhofs zu gehen, um die ungeheure Vielfalt der Life-Style-Magazine zu sehen. Manche Life-Style-Communities verfügen über mehrere Zeitschriften, viele sind internationalisiert und bilden kulturübergreifende Stömungen und Trends. Diese Aspekte der Life-Style-Phänomene stimmen PsychotherapeutInnen – sie sind oft konservativ und gegenüber modernen *life styles* eher reserviert ausgerichtet – häufig skeptisch, aber gerade deshalb verdienen sie Beachtung.

Die neuen Lebensformen, herausgefordert durch die Veränderungen in der Lebens- und Arbeitswelt, durch das Internet, die virtuellen Unternehmen und Arbeitsplätze (Turkle 1998; Hörnig et al. 1998) können nicht nur Arbeitsfeld und Interessensphäre von Marktforschern und Sozialwissenschaftlern bleiben (Schwenk 1995; Werner 1998; Ellmer 1995; Driesenberg 1995), dafür sind Lebensstile und -formen für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral. Das war zu allen Zeiten so, betrachtet man dieses Konzept unter evolutionstheoretischer Perspektive (Ullrich 1998) und, wie im vorliegenden Kontext, unter sozialisationstheoretischer und identitätstheoretischer Optik.

Das muß für die klinische Praxis Konsequenzen haben, besonders für eine, die sich als „*identitätstherapeutische*“ versteht, weil sie den Menschen mit seinem sozialen Netzwerk, seinem „Weggeleit“ (*convoy*) betrachtet und zu behandeln versucht (Hass, Petzold 1999). Life-style-Phänomene finden sich in allen *Identitätsbereichen* (im Integrativen Ansatz sprechen wir von "*Identitätssäulen*", vgl. Petzold, Orth 1994) und müssen dort als Einflußgrößen für die „Identitätsarbeit“ des Ichs beobachtet werden.

Hier wird wiederum die Verbindung zur Entwicklungspsychologie deutlich – einer „*life span developmental psychology*“, die von der Entwicklungspsychologie des Kindes bis zu der des Erwachsenenlebens“ (Faltermeyer et al. 2001) und des Seniums für die Psychotherapie Relevanz hat (Petzold 2004a; Saup 1999; Müller, Petzold 2002, Petzold, Müller 2002). Das soll für die klinischen und interventiven Umsetzungen dieses Identitätskonzeptes nochmals verdeutlicht werden.

5. Feinstrukturen im Integrativen Modell der Identität – Identitätsarbeit/ Identitätsprozeß und die „Fünf Säulen der Identität“

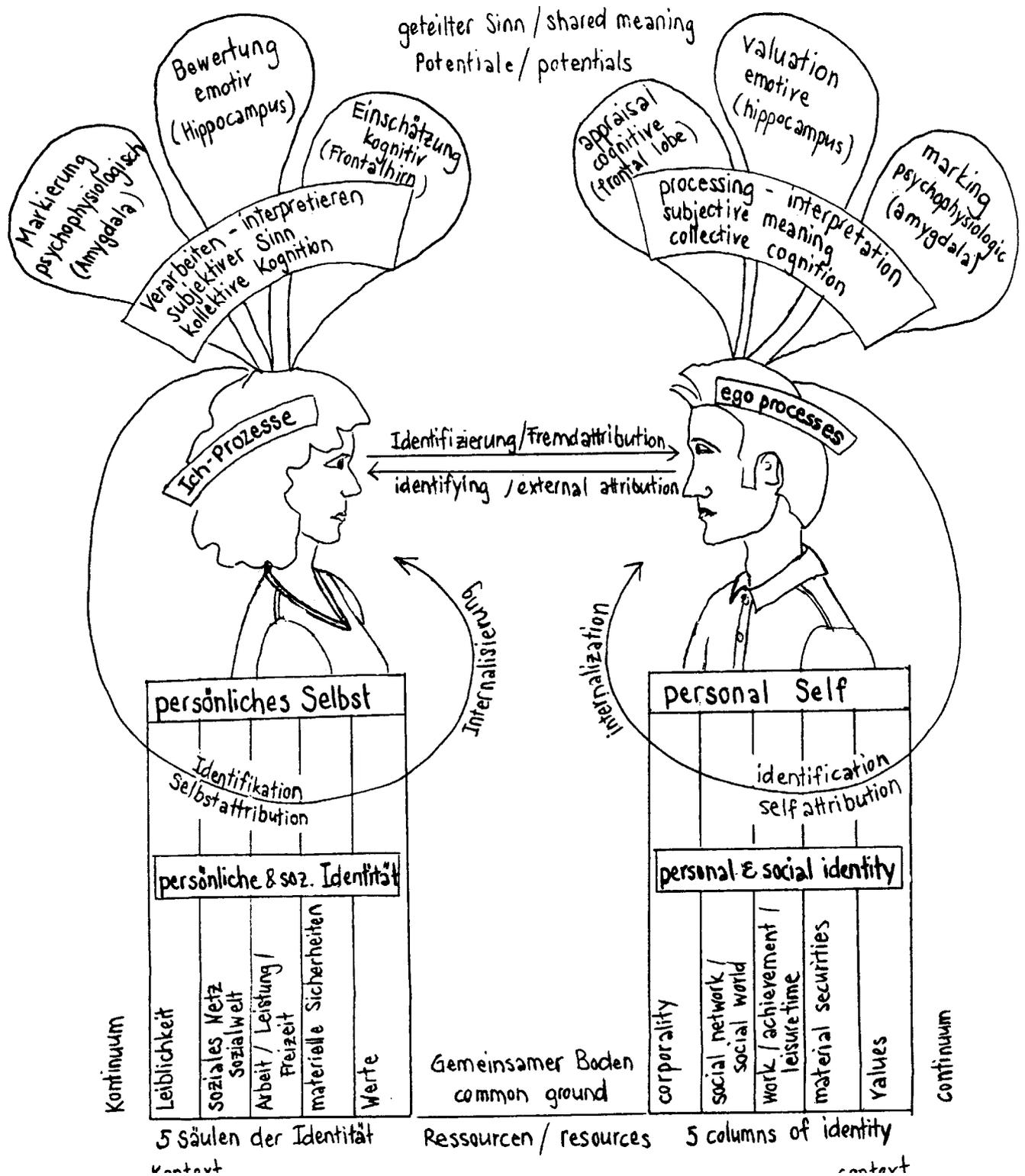


Abb. 2: Das Subjekt als „Personales System: Selbst, Ich und Identität in KONTEXT/KONTINUUM – Polylogische, intersubjektive Ko-respondenz und Identitätsarbeit (aus Petzold 1998a, 371).

Die Abbildung stellt in kompakter Form die Integrative Identitätstheorie und den Identitätsprozess dar, wie sie als ein Kernkonzept für die Integrative Therapie charakteristisch sind, die durchaus als eine „identitätsorientierte Therapie“ bezeichnet werden kann. Ihr in der Graphik zusammengefaßtes Modell kommt sowohl in diagnostischer als auch in therapeutischer Hinsicht in allen Therapieprozessen zum Tragen.

5.1 Entwicklung des Leibselbst als Grundlage von Identität – Subjektkonstitution durch verkörpernde Sozialisation

Jede *Persönlichkeitstheorie* hat, wie schon ausgeführt wurde, implizite bzw. explizite anthropologische Vorannahmen. Die der Integrativen Therapie *Petzold* (2002a) stellen die Qualität des menschlichen **Subjektes** als **Mitsubjekt**, hervorgegangen aus einer **Zwischenleiblichkeit** und einer übergeordneten **sozialen Kollektivität**, in das Zentrum ihrer Betrachtungen, die mit verschiedenen „anthropologischen Formeln“ (idem 2003e) Niederschlag fanden (siehe oben 2). An dieser Stelle sei folgende beigezogen, um für diesen Kontext den anthropologischen Boden der integrativen Persönlichkeitstheorie anzudeuten:

„**Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum**, in dieser Konstellation gründet das Wesen des Menschen, denn er *ist* vielfältig verflochtene Intersubjektivität, aus der heraus er sich in Ko-responsenzen und Polylogen findet und Leben gestaltet – gemeinschaftlich für dich, für sich, für die Anderen. Menschen entspringen einer polylogischen Matrix und begründen sie zugleich im globalen Rahmen dieser Welt“ (Petzold 1988t, vgl. 2000e)

Mit *Levinas* (1983) wird hier die hegemoniale Position des „Ich“ aufgehoben und das „Du“ betont, denn „der Andere ist immer vor mir“ – aus entwicklungspsychobiologischer Sicht ohnehin – und beides wurzelt im Boden der Kollektivität eines „WIR“. Die „zwingende“ Konjunktion „und“ (Ich und Du) wird durch einen „Beistrich“ ersetzt, der die Möglichkeiten der *Angrenzungen* und *Abgrenzungen* aufzeigt, in denen sich subjektive Souveränität „als ausgehandelte“ konstituiert und damit auch „persönliche Identität“ in der Ko-respondenz von Konsens-Dissens-Prozessen ausgehandelt werden kann (Petzold 1978c). Die Integrative Therapie *Petzold* (2003a) sieht die **Identitätstheorie** als Bereich der Persönlichkeitstheorie, die ihren Ausgangspunkt beim Konzept eines „archaischen Leibselbst“ nimmt, der biologisch-organismischen Grundlage des Menschen, eines *Organismus*⁵ –

⁵ »Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozeß**.

Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist **Organismus und Subjekt zugleich**, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (*Edelman*), Überlebensfähigkeit gewonnen hat und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/ Vorwelt-Prozessen**. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „**exzentrischen Reflexivität** und **Repräsentation seiner selbst**“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „**Metarepräsentationen seiner selbst**“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z. B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewußt geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewußt wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genausowenig wie *Kultur* ihrer Basis, der *Natur*, zu entkommen vermag.

Ein Mensch ist der Prozeß einer produktiven Subjekt-Welt-Bewußtsein-Verschränkung in actu, in der dieser Prozeß selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewußtseins und damit von Subjektivität vollzieht. In diesem Prozeß kommt sich *dieser selbst* in der und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewußtsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer **Hyperexzentrizität** zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter zugleich bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „*strukturelles punctum caecum*“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potentiell der gesamten Menschheit – ge-

und hier unterscheidet sie sich etwa von der Gestalttherapie, die einseitig die Selbstregulationsprozesse fokussiert – der als lernfähiger Leib (*Sieper, Petzold 2002*) dafür ausgestattet ist, die Welt und die Sozialität in Prozessen ökologischer und kultureller Sozialisation aufzunehmen und zu „verkörpern“. Hier werden die Lernprozesse fokussiert in denen u. a. **(Selbst)regulationskompetenz** erlernt und bekräftigt wird. Regulationskompetenz ist ein zentrales Konzept, mit dem weniger auf das Lernen fixierter Muster, starrer Schemata, fester Inhalte mit „Ewigkeitsgeltung“ zentriert wird als auf Prozesse des „Lernens wie man lernt“. In diesen Lernprozessen, zu denen Regulationsprozesse als Lernerfahrungen in ganz zentraler Weise zählen, wird der Mensch zum sozialisierten und enkulturierten „**Leibsubjekt**“, in dem die biologisch-organismische *Natur* von *Kultur* bzw. *Sozialität* durchdrungen ist und sich in permanenten Transgressionen verändert, in fortlaufenden Sozialisationsprozessen weiterentwickeln und überschreiten kann.

»Ein solches von **verkörpernden Sozialisationsprozessen** geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr bloßer „biologischer Organismus“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert, ist **Leibsubjekt** geworden, verleiblichte Kultur und leibhaftige Personalität. Das „archaische Leibselbst“ ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotential des Selbstes zu bilden, ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel vielfältiger *Ichfunktionen* (primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre: Nähe- Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. *Petzold, Orth 1994*), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen. Dieses wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, durch welche die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität eingelassenes Subjekt) möglich wird. Das ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der persönliche Identität (selbstattributiv) mit sozialer Identität (fremdattributiv) verschränkt wird« (vgl. *Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001*).

Ein „sozialisierter Organismus“, der aus Kontext/Kontinuum, aus der Lebenswelt, leibhaftig Kultur und Sozialität in sich aufgenommen hat und damit **Leibsubjekt** als **Kosubjekt** unter Mitsubjekten geworden ist, hat – es sei nochmals unterstrichen und gegenüber der biologistisch-reduktionistischen Position der gestalttherapeutischen Organismustheorie (*Perls 1969*) hervorgehoben – den Bereich des Organismischen *prinzipiell* und praktisch irreversibel verlassen (dementielle Erkrankungen, Cerebralläsionen etc. stehen hier nicht zur Rede).

Auf der Basis dieses organismischen „Leibselbst“ findet sich grob skizziert folgende Entwicklung, in der dieses archaische Selbst im entwicklungspsychologischen Prozeß, in den Prozessen der „Sozialisation“ und der „Identitätsarbeit“ zu einem reichen, „**pluriformen Selbst**“ wird, wie die nachstehende kompakte Uebersicht zusammenfasst:

Persönlichkeitsentwicklung - Identitätsarbeit – Identitätsprozeß

»**Kontext/Kontinuum**“ – im Rahmen dieses biologische/ökologische, psychologische/soziale und historische/kulturelle Dimensionen einbeziehenden „systemischen“ und „metahermeneutischen“ Konstruktes - betrachten wir die Wirklichkeit, das „Individuum und seine Welt“ (*Thomae 1988*) in konsequent *spationtemporaler* Perspektive.

- Den Begriff „**Organismus**“ begrenzen wir auf die biologische Natur und Grundlage des „**Leib-Subjekts**“ (anthropologische Kategorie), auf die physiologische, neurohumorale und immunologische Funktionseinheit des sich lebenslang entwickelnden **Leibselbst** (persönlichkeitstheoretische Kategorie), welches in dieser Entwicklung *Natur an Kultur vermittelt*, soziale und kulturelle Wirklichkeit „verkörpert“ und diese dabei *zugleich* auch leiblich-konkret in seiner Person und ihrem Wirken in der Welt und mit den Anderen „erschafft“. Ein solches von verkörpernden Sozialisationsprozessen geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr „biologischer Organismus pur“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert.

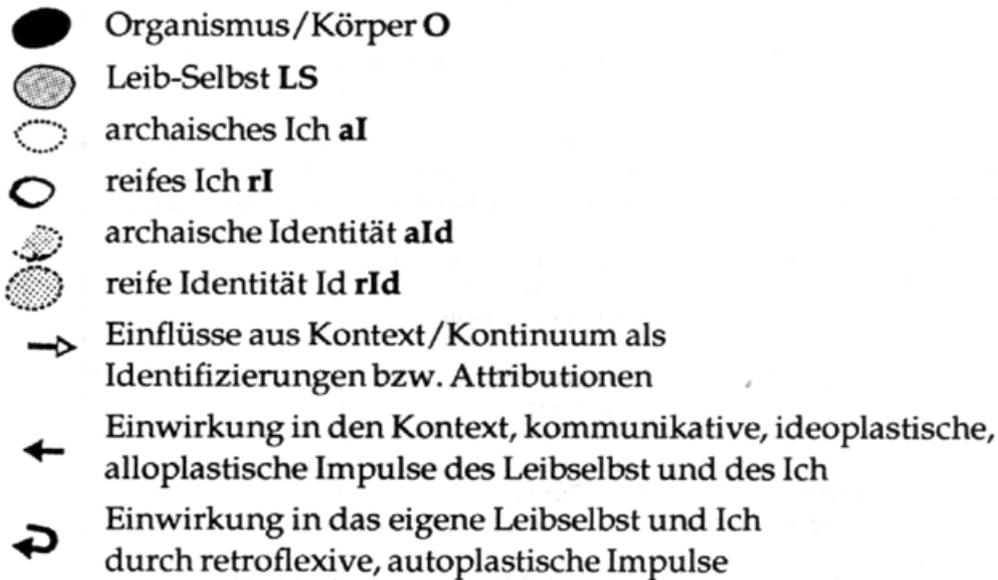
mindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet.« (*Petzold 2002b*).

- Das **Leibselbst** – zunächst als ein „**archaisches Leibselbst**“ Ergebnis koevolutiver Prozesse – ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „**Ich**“ zu bilden als Aktionspotential des Selbstes zu anderen Selbstes und zur Welt hin. Aus dem **Leibselbst** emergiert in frühen Entwicklungsprozessen der Interaktion mit der Welt, Dialogen und Polylogen mit den Caregivern (polylogue tonique⁶) ⇒ das **Ich** als die Gesamtheit der Ichfunktionen (Petzold 1992a, 665ff), ein „**Ich**“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel dieser vielfältigen *Ichfunktionen* (z. B. *primäre*: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; *sekundäre*, z.B.: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, tertiäre: ethische und ästhetische Differenzierungen vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen.
- Dieses **Ich** wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende, kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, in denen sich das **Ich** „Bilder über das Selbst“ macht, *vielfältige* „Selbstbilder“, eine **Plurizität**, welche sich zur „Identität“ zusammenschließt, die damit eine vielfältige ist, zugleich aber das Erleben der personalen Einzigartigkeit, Erfahrung und Bewußtsein von **Unizität** ermöglicht. Durch Ichprozesse interaktiver-kommunikativer Art wird die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. ein in Sozialität und Mikroökologie eingelassenes Subjekt) möglich. Identitätsbildung ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der aufgrund differentieller Erlebens- und Bewertungsprozesse *persönliche Identität* (selbstattributiv) mit *sozialer Identität* (fremdattributiv), *Unizität* mit *Plurizität* verschränkt wird.
- **Identität** ⇒ geht also in einer persönlichen und gemeinschaftlichen Hermeneutik des Subjekts aus dem Zusammenwirken von **Selbst/Ich** ⇔ **Kontext/Kontinuum** hervor als Synergem von „social identity“ und „personal identity“.
- **Identität** wirkt dabei wieder formend auf das **Leibselbst**⇐ zurück und zu anderen **Kosubjekten** hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird.
- „**Selbst** ⇔ **Ich/Identität** mit **relevantem Kontext/Kontinuum**“ sind die **Persönlichkeit** des Menschen (Petzold 1992a, 526ff; Müller, Petzold 1999).
- Als **selbstreflexives Subjekt** sucht der Mensch sich selbst, seine Persönlichkeit, sein Selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne, d.h. im Lebensganzen, zu verstehen und zu gestalten – für sich und mit Anderen (Levinas, Bakhtin), denn er ist immer auch **Kosubjekt**, steht in beständigen **Polylogen**« (vgl. Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001).

Das mit dem Alter von vier Jahren *strukturell „reife Leibselbst“* (d.h. daß es über die Strukturen Ich und Identität verfügt, Petzold 1992a) wird einerseits über die Lebensspanne hin in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation – durch den Kontext, Außeneinflüsse, Sozialisationsagenturen – beständig selbst transformiert, es gestaltet sich andererseits aber auch zugleich selbst zu einem kultivierten, soziablen „**pluriformen Selbst**“ mit einer sich fortwährend emanzipierenden „**transversalen Identität**“ und wirkt weiterhin formend in den Kontext, auf die Sozialisationsagenturen, zurück – das (erste) Kind etwa „sozialisiert“ auch seine Eltern, verändert sie in der Regel nachhaltig.

⁶ Mütter/Caregiver regulieren den Tonus ihrer Säuglinge und Kinder durch beruhigende Tonusdialoge bzw. *Tonuspolyloge*, wenn mehrere Interaktionspartner involviert sind (dialogue tonique, Ajuriaguerra 1962; Papoušek, Papoušek 1992; Petzold et al. 1994). Es ist wesentlich zu beachten, daß Säuglinge sich schon sehr früh auf verschiedene „caregiver“ spezifisch einstellen können. Auch der Vater und andere Pflegepersonen treten mit dem Säugling in motorische Interaktionen ein, deshalb ist es sinnvoll, vom „polylogue tonique“ zu sprechen, besonders wenn Mutter, Vater, Säugling ggf. Geschwister usw. (Lamb 1976) miteinander spielen und schmusen. Eine einseitige Zentrierung auf die „Mutter-Kind-Dyade“ ist nicht angemessen, denn es ist anzunehmen, daß die multiplen nonverbal/verbalen Interaktionen und Kommunikationen mit mehreren Bezugspersonen, die ja de facto von frühester Kindheit an stattfinden, ein wichtiges Entwicklungsangebot für das Kind ist, um im Leben mit mehreren Menschen in Beziehung treten zu können.

Abb. 2: Die Entwicklung der Persönlichkeit in der Lebensspanne – die ersten Lebensjahre [zugleich auch Darstellung potentieller Entwicklungsnoxen zum Pathogenesemodell I auf S. 575]



e= exzentrische Position des Ichs

z= zentrierte Position des Leibes

V= Vergangenheit

G= Gegenwart

Z= Zukunft

aLS= archaisches Leibselbst (awareness)

sLS= subjektives Leibselbst

vLS= verbal-symbolisches Leibselbst

rLS= reifes Leibselbst/Leib-Subjekt (consciousness)

iLS= involutives Leibselbst

aI= archaisches Ich (unbewußt, vorbewußt)

rI= reifes Ich (exzentrisch, reflexiv, bewußt)

iI= involutives Ich

aId= archaische Identität

rId= reife Identität

iId= involutive Identität

ppM= prävalent pathogenes Milieu durch singuläre oder Polytraumatisierung

Positive Stimulierungen:

 = protektive und salutogene Stimulierung

Pathogene Stimulierung/Schädigungen:

  **T** = Überstimulierung: Trauma

  **K** = gegenläufige Stimulierung: Konflikt

 **D** = fehlende Stimulierung: Defizit

 **S** = inkonstante Stimulierung: Störung

Hier, in einer Konzeption identitätstheoretisch fundierter psychosozialer, agogischer, therapeutischer Arbeit - von „**Identitätsarbeit**“ (Petzold 1991o) - liegt ein sehr spezifischer und origineller Gedanke und Beitrag der „Integrativen Therapie“ – etwa gegenüber der Psychoanalyse, die den identitätstheoretischen Ansatz *E.H. Eriksons* (er war ohnehin noch sehr stark egologisch individualisierend) verschenkt hat, oder gegenüber der Gestalttherapie, die die sozialkritische Dimension *P. Goodmans* nie zu einer sozialpsychologischen bzw. soziologischen Identitätstheorie von klinischer bzw. praxeologischer Relevanz ausbauen konnte, durch die Gebundenheit an den *Perls'schen* Organismusbegriff und ihre Fixiertheit auf die sehr brüchige und genderaggressive/frauenverachtende Aggressions- und Persönlichkeitstheorie von *Goodman* (Petzold 2001d). Identität als *leibgegründete*, in „Verkörperungen“ begründete (idem 2001j) und zugleich als *narrative*, als in Netzwerken erzählte Identität (idem 2003g), die in Konvois durch Erzählungen gestaltbar ist, bietet eine Alternative – auf jeden Fall aber eine Ergänzung – zu behavioraler Modifikation engumrissener Verhaltensweisen von „komplexen Persönlichkeiten“. – Die greift oft zu kurz, selbst wenn es im kleinen Rahmen der Symptomreduktion durchaus nützliche Wirkungen der Verhaltensmodifikation gibt, die man einbeziehen sollte. In gleicher Weise bietet identitätstherapeutische Arbeit eine Ergänzung zur allein retrospektiven, biographischen Arbeit der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, da über den durchaus wesentlichen *retrospektiven* Blick hinaus immer die *aspektive* Gegebenheit gegenwärtigen Lebensvollzugs und eine *prospektive* Dimension im Zentrum steht: ein Mensch, der sich „*sich selbst zum Projekt*“ macht, wohl wissend, daß er Andere dazu braucht, dabei haben will, wenn er *seine Identitätsarbeit*, Arbeit für seine „Identität in der Zukunft“, Arbeit für die „Zukunft seiner Identität“ in Angriff nimmt.

Ich habe in meiner Identitätstheorie fünf – durchaus genderspezifisch zu betrachtende – Bereiche (Petzold, Sieper 1998) unterschieden, die eine „vielfältige Identität“ mit hinreichenden Flexibilitätsschancen „tragen“, wie *Säulen* das Dach eines Gebäudes tragen: „**Fünf Säulen der Identität**“. Diese Bereiche sind in der Graphik (vgl. Abb. 2) kurz dargestellt worden.

Zu jeder „Säule“, jedem Bereich gibt es eigene Erzählungen als geteilte und zu vermittelnde Erfahrungen (Petzold 2001b, 2003g). Jede Erzählung und alle identitätsstiftenden Elemente der Erzählungen durchlaufen ein spezifisches cerebrales bzw. mentales „processing“, in dem und durch das Identitätsprozesse zur Ausbildung von „*Identität im Wandel*“ führen. Ich habe Identität – wie insgesamt meine Persönlichkeitstheorie – grundsätzlich *prozessual* formuliert. Persönlichkeit/Identität, wie sie nach „außen“ und nach „innen“ erkennbar werden, sind immer „als Prozeß“ und „als Momentaufnahmen“ aus diesem Prozeß zu sehen, also nie als ein abgeschlossenes bzw. abschließendes Ergebnis. Sie sind von „*hinlänglicher Stabilität*“ und zugleich „*hinlänglicher Flexibilität*“ bestimmt, und nur das gewährleistet eine „*elastische Identität*“, die weder zu *starr* ist und damit den vielfältigen Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht werden kann, noch zu *labil* und *diffus* und damit die erforderliche Sicherheit und überdauernde Qualität nicht gewährleisten kann, die **Identität** für das Subjekt wie für die Mitsubjekte in sozialen Prozessen, in die das Subjekt und die Mitsubjekte involviert sind, bereitstellen muß.

5.2 Der Identitätsprozeß

In Therapien geht es darum, PatientInnen darin unterstützen, „**sich selbst, ihr Selbst zum Projekt zu machen**“. Das **Selbst** wird dadurch reich, wird in identitätsstiftender *polylogischer* Interaktion mit „relevanten Anderen“ ein in seiner *Leiblichkeit* und seinem *sozialen Kernnetzwerk* fest gegründetes „**pluriformes Selbst**“. Das zu erreichen ist eine zentrale, auf die Förderung „**persönlicher Souveränität**“ und die Ausbildung „**emanzipierter, transversaler Identität**“ gerichtete Zielsetzung der Integrativen Therapie (Petzold, Orth 1998). **Identitätsprozesse** finden in **intersubjektiven Korrespondenzen** „nach vielen Seiten“ statt, durch **Polyloge in sozialen Netzwerken**, wo in Konsens-Dissensbildungen Identitäten wechselseitig **ausgehandelt** werden. Diese Prozesse haben folgende Elemente:

I. Fremdzuschreibungen – auch *Fremdattributionen* oder *Identifizierungen* genannt: „Das ist eine attraktive Frau!“ – „Eine schöne Frau, das muß der Neid ihr lassen!“ usw. usw.

II. **Bewertung** dieser eingehenden Attribution/Information auf verschiedenen Ebenen:

Marking: Markierungsprozesse auf psychophysiologischem Niveau aufgrund evolutionärer Programme im limbischen System: Frau nimmt (oft nur subliminal, unterhalb der Bewußtseinschwelle) Attribuierungen wahr: von Frauen die Attribution einer potentiellen Rivalin, von Männern die einer potentiellen Sexualpartnerin, oder als „Muttertier“, oder als „zu alt“ für die Reproduktion – das Screening dieser eingehenden Information führt zu deren *Markierung* („So sieht der/die mich“), was auch mit einer Selbstmarkierung verbunden ist → zugänglich als leiblich gespürtes unbewußtes/bewußtes Stimmigkeits-/Unstimmigkeitserleben. Kann „Sie“ das **spüren**? Die *gespürte*, empfundene Antwort: „Ja, attraktiv stimmt!“ – „Mutter, Kinder, das ist bei mir nicht dran!“ – „Schön? Das ist hier nicht der Kontext, das will ich hier nicht!“ – So *spürt* „Sie“ sich.

Valuation: Emotionale Bewertung auf psychischem Niveau: „Bin ich attraktiv, schön?“ in der unbewußten/bewußten emotionalen Selbstbewertung. Kann „Sie“ das **fühlen**? Die *gefühlte* Antwort: „Ja, nicht immer, aber oft bin ich schön!“ – So *erlebt* „Sie“ sich.

Appraisal: Kognitive Einschätzung auf rationalem Niveau: „Attraktiv, schön? Warum wird das *hier* von denen so gesagt, was bezwecken sie, ist das richtig, zutreffend?“ Das sind Fragen in der überwiegend bewußten Selbsteinschätzung unter Abwägung aller Gründe und Umstände. Kann „Sie“ das beurteilen, einschätzen, **denken**? Die *reflektierte* Antwort: „Ja, in diesem Kontext kann man mich, kann *ich* mich als attraktiv sehen“; aber wiederum: „Auch unter rationaler Abwägung paßt die Kategorie ‘schön’ hier wohl nicht hin!“ – So *schätzt* „Sie“ sich im gegebenen Kontext ein und damit auch den Kontext ein.

Die **Bewertungsprozesse** und **-parameter** (sie werden z.T. schon früh in Sozialisations- und Enkulturationsprozessen formiert, aber auch über das ganze Leben hin „adjustiert“, feingestimmt) sind, das ist hoffentlich deutlich geworden, von größter Bedeutung. Sie sind z. T. von biologischen Programmen (*marking*), allerdings in ihrer sozialen Überformung, bestimmt. Sie sind von **kollektiven mentalen „sozialen Repräsentationen“**, von kulturellen Wertungen, Traditionen, Moden, Trends, „lifestyle communities“ (Müller, Petzold 1999) abhängig.

III. Selbstzuschreibungen – auch *Selbstattributionen* oder **Identifikationen** genannt: Aufgrund der **Bewertungen** wird es letztlich möglich, mich mit den Attributionen insgesamt oder partiell (eventuell aber auch gar nicht) zu identifizieren, sie mit einer **Identifikation** zu belegen: „Ja, so bin ich, die sehen mich richtig. Auch ich sehe, attribuiere mich so!“

IV. Internalisierung – Sind die **Identifikationen** erfolgt, können sie dauerhaft internalisiert, im *Langzeitspeicher* archiviert werden und zwar mit den zur Identifikation führenden Prozessen – der ganze Vorgang wird also archiviert! Aber die Selbstzuschreibungen gewinnen eine die Haltungen und das Verhalten, d.h. die ganze Persönlichkeit bestimmende Qualität, besonders wenn sie mit den Fremdzuschreibungen relevanter Menschen konvergieren (im Guten wie im Schlechten), denn dann wirken Innen- und Außenattributionen als sich zirkulär verstärkende Systeme zusammen.

Veränderungen, die in Prozessen der Therapie, Selbsterfahrung, Selbstgestaltung erreicht werden sollen, müssen deshalb

- 1. bei den *Resultaten* der Bewertungsprozesse durch „Umwertungen“ und „Neubewertungen“ oder „alternative Bewertungen“ ansetzen und
- 2. bei der Beeinflussung *der Prozesse des Bewertens* (etwa bei negativierenden Bewertungsstilen emotionaler und/oder kognitiver Art).
- 3. Es ist also nicht nur eine Modifikation der Ergebnisse der Prozesse erforderlich, sondern das Schaffen eines Bewußtseins für die „Dynamik und die Verlaufsrouinen“, für die *Regulationskompetenzen* dieser Prozesse und das Unterstützen von Willensentscheidungen, sich um die Umgestaltungen derartiger Prozesse zu bemühen.
- 4. Muß unterstrichen werden: ohne Veränderungen der *Bewertungstraditionen* und *-praxen* in den relevanten *Sozialsystemen* des Netzwerkes/Konvois werden nachhaltige Veränderungen kaum möglich.

Mit dem Konzept eines **„Selbst-mit-Identität-im Kontext“** ist man sich in der Integrativen Therapie der Notwendigkeit bewußt, ein in Innen-Außenverschränkungen organisiertes System angehen zu müssen, um diese Organisation und die Charakteristik des Systems zu ändern. Die Verschränkung von Leib-Kontext-Sprache/Erzählung (Orth 1996) spielt hier eine wichtige Rolle in Prozessen positiver Förderung, aber auch destruktiver Unterdrückung und Domestizierung (Orth 1994). Eine Frau,

die sich aufgrund von Außenzuschreibungen von Kind auf „nichts zutraut“, weil ihre Mutter/ihr Vater ihr nichts zutraute, weil ihre Mutter sich nichts zutrauen durfte, weil ihr Vater seiner Frau nur sehr begrenzt etwas zutraute, weil die LehrerInnen in der Schule Mädchen weniger zutrauten als Jungen, weil „lange Haare kurzen Verstand“ haben sollen, wie viele sagen, ist in einer sehr schwierigen Situation. Die gesellschaftlichen Bewertungen sind eine Last. Das Vorbild der Eltern wiegt schwer. Die Beziehung von Eltern zueinander und ihre vorhandene/nicht vorhandene Wertschätzung ist für das Identitätserleben, das Beziehungsverhalten, die Partnerwahl und das Leben in der Partnerschaft oft prägender, als die Beziehung der Elternteile zu dem Kind. Die *Modellfunktion* des elterlichen Beziehungslebens, ihrer Beziehungsstile darf für die Bewertungsparameter in den eignen, *genderspezifischen Identitätsprozessen* nicht unterschätzt werden. Die Verinnerlichung alternativer Modellszenen und -prozesse in Therapiegruppen, Nachbarschafts- und Freundschaftsnetzen, die Internalisierung von *korrigierenden* Attributionen, aber auch von modellhaft ermöglichten *alternativen* Bewertungsprozessen usw. wird die Chancen erhöhen, daß eine Frau mit schwachen *Selbstbildern*, die in ihrer Gesamtheit zu einem schwachen *Identitätserleben* geführt haben, positivere Selbstbilder, eine positive Identität aufbauen kann. Es müssen also nicht nur Wahrnehmungs-, Reflexions- und Einsichtsprozesse – *Kompetenzen*, Wissensstände, Fähigkeiten – verändert werden, sondern es müssen auch Lebenspraxis, Fertigkeiten, *Performanzen* als konkretes Handeln verändert werden. Nur so kann ein Erleben von neuen *Szenen*, *Stücken/Skripts*, neuen *Narrationen* erfolgen und damit der Grund für neue Erzählungen gelegt werden, die sich im autobiographischen „inneren“ Erzählen verhaltenssichernd reinszenieren, die aber auch im „äußeren“ sozialen Rahmen erzählt werden, was zu Neubewertungen der Person und zu neuen Erzählungen *über sie* führen kann, damit aber auch zu neuen Qualitäten in den identitätsformenden Fremdattributionen. Derartige identitätsstiftende bzw. -prägende Erzählungen (Petzold 1991o, 2001b) finden in fünf wesentlichen Identitätsbereichen statt – metaphorisch als „Säulen“ bezeichnet, die die Identität „tragen“. Sie wurden in der Integrativen Identitätstheorie von mir modellhaft konzeptualisiert und eignen sich sowohl für diagnostische als auch für therapeutische Vorgehensweisen und Zwecke (Petzold 1982v; Petzold, Orth 1994).

Sie seien kurz dargestellt:

5. 3 Die „Fünf Säulen der Identität“

Vorab muß unterstrichen werden, daß die *Identitätsprozesse* der „*Fremdattribution*, *Bewertung* (*valuation/appraisal*), *Selbstattribution*, *Internalisierung*“ auch für jeden einzelnen Bereich, für jede einzelne „Identitätssäule“ zum Tragen kommen (Petzold 1982 v).

Die „Identitätssäulen“ sind ein hervorragendes diagnostisches Instrument, um einen Eindruck von der persönlichen Stabilität eines Menschen im Gesamt zu bekommen, aber auch in spezifischen Teilbereichen Aufschluß zu gewinnen, die im Urteil von Praktikern in der Diagnostik für Psychotherapie, Soziotherapie, Gesundheitsförderung, Persönlichkeitsentwicklung und Prävention besondere Bedeutung haben (Heekerens 1984). Die Identitätssäulen können entweder über einen spezifischen Fragebogen (FESI, Kames 1992) exploriert werden oder über bildnerische Darstellungen in Form einer projektiven bzw. semiprojektiven Technik (Müller, Petzold 1998). In Farben, Formen, mit Symbolen oder figürlichen Elementen werden Identitätsbilder angefertigt (Petzold, Orth 1994). Die Materialien werden mit den elaborierten intra- und intermedialen Vorgehensweisen der Praxeologie des Integrativen Ansatzes (Petzold, Orth 1990; Orth, Petzold 1990, 2004) bearbeitet und entfalten dabei ihr diagnostisches und therapeutisches Potential, indem sie eine Fülle von Informationen zu den jeweils fokussierten Bereichen – den einzelnen „Identitätssäulen“ - erschließen. Im Folgenden wird (u.a.m. Materialien von Ilse Orth 2002) eine weibliche, genderspezifische Perspektive in der Darstellung fokussiert.

I. Die **Leiblichkeit** des Menschen setzen wir als Bereich an die erste Stelle. **Fremdattributive Identifizierung:** „Das ist eine anmutige und zugleich sportive Erscheinung“ – sagen Männer wie Frauen über die „Neue“ im Tennisclub. **Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin sportiv, ich weiß mich geschmeidig und elegant zu bewegen“.

Die Leiblichkeitssäule umfaßt u.a. eine gute Gesundheit, eine erfüllte Sexualität, ein Erleben leiblicher Integrität, eine Zufriedenheit mit seinem Aussehen als zentrale Identitätsmerkmale. Sich „in

seiner Haut wohlfühlen“, in „seinem Körper zu Hause sein“, das sind Qualitäten, die die Leiblichkeitssäule der Identität kennzeichnen. Gesundheit (*health*), Wohlbefinden (*wellness*) und Leistungsfähigkeit (*fitness*), die Vitalität und Anmut des Körpers werden durch Sport, Spiel, Leben in der Natur mit einem **bewegungsaktiven Lebensstil** (Orth, Petzold 1998) und einer **leibbewußten Körperpflege** – durch ein „caring“, einen sorgsam Umgang mit sich selbst erreicht und gefördert. Die moderne Gesundheitskultur, in der sportive Aktivität Teil des „Lifestyles“ ist – und auch das „Fit for Fun“ kann durchaus dazugehören –, trägt diesem Identitätsmoment Rechnung. In einem modernen Lebensstil hat neben dem Berufserfolg eine gesunde vitale Leiblichkeit einen wichtigen Platz, wobei natürlich immer die Gefahr gegeben ist, daß Gesundheit zu „Ware“ und zum „Produkt“ wird, zu einem Zwang „fit und gut drauf“ zu sein, zum Zwang „marktgängige“ Schönheitsideale zu realisieren, „trendy“ zu sein, egal um welchen Preis. Dann können die „Mühen der Verwirklichung *normierter Identität*“ mit „Trimmen und Slimmen“, mit riskanten chirurgischen Eingriffen und der „*Silikonisierung*“ des Körpers gar das positive Moment eines leiborientierten Identitätsbewußtseins bedrohen. Aber hier liegt auch eine freie Entscheidungsmöglichkeit, Gesundheitsbewußtsein als weibliche (männliche) Form der Bewegungsbildung und Bewegungsgestaltung, als einen weiblichen (männlichen) Weg des „carings“ um Leiblichkeit zu entdecken und zu entfalten. Der Leib wird zur Möglichkeit für das freie Spiel persönlicher Kreativität – im Tanz, im Sport, in Mimik und Gestik, in den Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation, durchaus in der Pflege der Körpers, der Schönheit und in der Entwicklung einer persönlichen Anmut.

II. Die sozialen Beziehungen sind der zweite Identitätsbereich. Soziale Netzwerke, Konvois (Hass, Petzold 1999) – der Familie (familiales), des Freundeskreises (amicales), des Kolleginnenkreises (kollegiales Netzwerk) sind gleichfalls ein zentrales Identitätsmoment.

Fremdattributive Identifizierung: „Die hat aber einen netten Freundeskreis!“ sagen die Gäste nach einer Einladungen über „Sie“. **Bewertungsprozesse:** „Da haben sie recht!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, auf meine Freunde kann ich stolz sein!“.

Auch bei dieser Identitätssäule ergeben sich frauenspezifische (männerspezifische) Perspektiven, insbesondere durch weibliche Kollegialität, durch Freundschaft, Partnerschaft, Mutterschaft und Kindererziehung, wo sich in den Intimitätsräumen der „Zwischenleiblichkeit“ spezifische Identitätsbereich entwickeln, die einerseits Chancen der Selbstentwicklung bieten – etwa in der und durch die Erziehungsarbeit –, andererseits aber auch Einschränkungen mit sich bringen, was die Möglichkeit der persönlichen Verwirklichung in weiteren Identitätsbereichen anbelangt, z.B. dem dritten Identitätsbereich.

III. Arbeit und Leistung, Freizeit sind der dritte Identitätsbereich. **Fremdattributive Identifizierung:** „Das ist eine tüchtige und zuverlässige Schwester“ – sagen die PatientInnen auf der Station und die ÄrztInnen der Abteilung. **Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin fachlich voll auf der Höhe und ich setze mich für meine PatientInnen ein!“

Gerade in Kulturen, in denen die berufliche Tätigkeit, beruflicher Status und berufliche Leistungen von hoher Bedeutung sind, haben Frauen, die den Bereich der Mutterschaft ernst nehmen, deutliche gesellschaftliche Nachteile. Die immer größeren Anforderungen an ArbeitnehmerInnen was Flexibilität, Mobilität, Leistungsbereitschaft und Leistungsanforderungen anbelangt – besonders in aufstiegsorientierten Berufskarrieren – macht das Ausfüllen von „Doppelrollen“ nur noch schwer vereinbar: zum einen „Berufstätige und Karrierefrau“, zum anderen „Hausfrau und Mutter“. Da kommt es oft zu Doppelbelastungen, die körperliche Spannkraft und leibliches Leistungsvermögen überfordern. Es gibt keine Erholungszeiten, kaum Freizeitaktivitäten. Die Arbeit im Dienst und die „Dienstleistungen“ zu Hause lassen für Muße und Selbstbesinnung keinen Raum. „*Zeitextendierter Streß*“, Dauerbelastungen, „*daily hassles*“ – was man etwa mit „nervtötendem Alltagskram“ übersetzen kann – führt zu einer „*Erosion der persönlichen Tragkraft*“. Frauen geraten in immer tiefergreifende Erschöpfungszustände, die ihr *Erholungsverhalten* schwächen und psychosomatische Reaktionen oder gar somatoforme Strörungen mit Krankheitswert im Gefolge haben können: Schlafstörungen, Kopfschmerz, Migräne, Magen- und Darmprobleme, Herz- und Kreislaufbeschwerden. Das führt zu Überlastungsreaktionen, die auch ins familiäre Feld wirken, in den kollegialen Bereich, was für das Leistungsvermögen insgesamt negative Auswirkungen hat. Erkrankungen, Fehlzeiten, Fehl- und Minderleistungen sind die Folge. Etwas kommt zu kurz oder auch mehre-

res: die Erziehung, die Beziehung, die Freundschaften, die Arbeit. Das wirkt sich oft auch im vierten Identitätsbereich aus.

IV. Materielle Sicherheiten (Geld, Wohnung, Kleidung) sind wesentlich, denn wenn sie wegfallen, rüttelt das massiv an der Identität. **Fremdattributive Identifizierung:** „Die hat ein schönes Haus und einen wunderbaren Garten!“ sagen die NachbarInnen. **Bewertungsprozesse:** „Stimmt absolut!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, unser Haus, da haben wir viel reingesteckt, und mein Garten, das ist wirklich mein Reich!“

„Materielles“ aus eigener Arbeit zu gewinnen, ist für Frauen wesentlich, um nicht auf eine abhängige Hausfrauenrolle festgelegt zu werden. Weil ein Rückzug aus dem Identitätsbereich der Arbeit und Leistung zugleich die Möglichkeiten, „eigenes Geld zu verdienen“ und über die damit verbundenen Freiheiten zu verfügen, einschränkt, wird dieses Thema für viele Frauen so wichtig. Finanzielle Spielräume eröffnen in der Tat „Freiräume“, die die Verwirklichung von Identität maßgeblich beeinflussen. Die Abhängigkeit „vom Geld des Ehemannes“ wird oft als Beschneidung von Freiheit erlebt und führt dazu, daß beruflicher Tätigkeit eine besonders große Bedeutung zugemessen wird. Die Folge ist, daß viele Frauen alles tun, um ihrer Berufstätigkeit nachzukommen, auch wenn das über ihre Kräfte geht und für ihre körperlich-seelische Gesundheit negative Folgen hat oder haben kann. Weibliche Leiblichkeit ist hier durchaus in einer prekären, ja gefährdeten Situation.

V. Werte sind schließlich der fünfte Identitätsbereich, der zu nennen ist. Die **Fremdattributive Identifizierung:** „Die engagiert sich mit echtem Einsatz bei Amnesty, Hut ab!“ meinen die Freunde und KollegInnen. **Bewertungsprozesse:** „Das kann man wohl sagen, richtig gesehen!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin da wirklich engagiert, für Menschenrechte will ich mich einsetzen!“

Menschen beziehen aus ihren Werten Sinn und Kraft (Petzold, Orth 2004a) und ihre Zugehörigkeit zu Wertegemeinschaften (Kirchen- und Glaubensgemeinschaften, politische Organisationen, Frauenorganisationen, humanitäre oder ökologische Vereinigungen) sind durchaus wichtige, identitätsbestimmende Quellen. Werte werden „verkörpert“, führen zu einer „Haltung“, die sich im Verhalten zeigt. Das griechische Wort „Ethos“ heißt Verhalten und macht damit deutlich, daß *Ethik die Praxis ethischen Handelns und Tuns ist*. Nicht nur „die Wahrheit ist konkret“, auch „die Ethik ist konkret“, und hier müssen Überlegungen zur Ethik ansetzen (Moser, Petzold 2003).

In diesen Bereichen muß der Diagnostiker nun versuchen, relevante *Identitätsstile* und *life styles* aufzufinden, denn die Identitätsprozesse sind immer von externalen Zuweisungen (Attributionen), ihren Bewertungen (von Selbstbewertung, Selbstattributionen) und Identifikationen bestimmt, wobei diese von „social worlds“ und „life style communities“ geprägt sind. Die Zuweisende, wir nennen sie hier *Pauline*, steht in einem **doppelten Reziprozitätseffekt**. Erster Effekt: Sie erhält vom Attribuierten (wir nennen ihn *Paul*) eine Rückmeldung, die sie eventuell schon antizipieren kann. Zweiter Effekt: Sie macht im Attributionsprozeß auch etwas mit sich selbst, weil sie eine Identifikation mit ihrer Attribution hat, wenn sie zum Beispiel *Paul* als „guten Typ“ positiv attribuiert oder als eiteln Laffen negativ abwertet, ihn stigmatisiert. *Stigmatisierungen* (Goffman 1975) als negative Identitätsattributionen machen immer auch etwas mit dem Stigmatisierenden selbst, wie ich (Petzold 1996j) anhand der destruktiven Strategien der Identitätsvernichtung (durch Davidsstern, dehumanisierende Sprache, verbale Vernichtung als Vorbereitung von Mißhandlung und Tötung) gegenüber den Juden im Dritten Reich aufgezeigt habe: dieser aktiv betriebene oder passiv billigende oder feige hin-genommene Genozid führte in seiner exorbitanten Gewissenlosigkeit, Herzlosigkeit und Selbstskotomisierung mit zu der massiven Selbstdestruktion der Deutschen.

Allein schon durch die unterschiedlichen identitätskonstituierenden Bereiche – verschiedene Kulturen (vgl. obige Kulturdefinition), Felder oder Feldsegmente (vgl. obige Felddefinition) – wird **Identität** keine monolithische Größe, sondern sie ist vielfacettig, kann viele Seiten aufweisen. Je komplexer die Lebenswelt eines Menschen ist, je stärker die Veränderungen in der "Sozialwelt" eines Menschen sind, desto mehr an Rollenflexibilität, Ambiguitätstoleranz, empathischen Leistungen, Möglichkeiten der Selbstdarstellung bzw. Identitätspräsentation werden von ihm verlangt. Die „*Identitätsarbeit*“ (Petzold 1991o), d.h. das Aushandeln von Identität, ihre Stabilisierung, ihre Veränderung in „*Identitätsprojekten*“, wo Veränderungsleistungen gefordert werden, das Ausbilden von „*Identitätsstilen*“ sind also abhängig von Kontexteinflüssen aus dem „Lebensraum“, etwa aus „sozialen

Netzwerken“ mit ihren „social worlds“ (Strauss 1978), ihren „représentations sociales“ (Moscovici 1984), die wir als „Identitätsmatrizen“ sehen. Sie sind aber auch abhängig von der Kompetenz des Ichs, *Identitätsarbeit* zu leisten, *Identitätsprojekte* zu realisieren. In akzelerierten postmodernen Veränderungsdynamiken kann es dann sein, daß Identität sehr "bunt" wird. Man hat hier, wie erwähnt, Begriffe wie „*patch-work identity*“ geprägt oder „*Bastelidentität*“. Identität ist damit chancenreich, aber auch nicht ungefährdet. Es kann zu Identitätskrisen kommen (Haeberlin & Niklaus 1978), zu Stigmatisierungen (Brusten, Hohmeier 1975; Hohmeier, Pohl 1978).

In der *Identitätsarbeit* verwendet das *Ich* vielfältige Momente der Matrix des sozialen Netzwerkes, aus der Lebens- und Sozialwelt, aus dem kollektiven Raum. Es nimmt damit über Sprache und kulturelle Güter an kollektiven Identitäten teil und trägt auch zu ihnen bei. Das Identitätsmodell mit den fünf konstituierenden Bereichen („Säulen“) der Identität läßt sich durchaus auch auf soziale Gebilde übertragen, wie ich (Petzold 1998a, 226f.) für den Bereich von Organisationen und Institutionen gezeigt habe, die als soziale Systeme mit einer spezifischen „Corporate Identity“ aufgefaßt werden. Das Modell ist damit letztlich selbst auf nationale Identitäten anwendbar.

6. Prozesse des Aushandelns von Identität – „identity negotiation“ im Rahmen „transversaler Identitätstheorie“

In der Integrativen Persönlichkeitstheorie ist das Identitätskonzept in den Gesamtrahmen der Vorstellung über Persönlichkeit zu stellen, und damit im Zusammenhang mit den Überlegungen zu Konstrukten wie „Ich“ und „Selbst“ (Petzold 1992a, 527ff) zu sehen und mit Vorstellungen über „Sozialisation in der Lebensspanne“ (Petzold 1999b; Petzold, Ebert, Sieper 1999; Hurrelmann 1995; Berzonsky 1990) und Prozesse der „Selbstkonstitution“ (Foucault 1998; Petzold, Orth, Sieper 1999) zusammenzudenken, natürlich unter gendertheoretischen Perspektiven (Petzold 1998h; Petzold, Sieper 1998; Berzonsky 1993; Bilden 1997; Angerer 1995).

Prozesse der persönlichen Identitätsbildung, wie sie im familialen und schulischen Sozialisations- und Erziehungsgeschehen in *intentionaler* und *fungierender Form* ablaufen, müssen immer in einer interaktionalen Qualität gesehen werden als ein „**Handeln um Grenzen**“.

„**Erziehung, Therapie, soziales Zusammenleben ist ein beständiges Handeln um Grenzen in Kontext/Kontinuum**“ (Petzold 1969c)

Das gilt auch für die Identitätsprozesse (sowohl auf der persönlichen als auch auf der kollektiven Ebene), bei denen immer, weil dieses Aushandeln, Verhandeln in **Kontext** und **Kontinuum** erfolgt, die Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen auf vielfältigen Ebenen (Petzold 1993; Petzold, Orth 1999; Petzold, Orth, Sieper 1999) mitreflektiert werden müssen, denn diese prägen, ja formatieren das Identitätsgeschehen nachhaltig, und damit letztlich auch die Identitätskonzepte und Theorien der Sozialwissenschaftler und Kliniker, der Psycho- und Soziotherapeuten, der Pädagogen, Andragogen, Geragogen, so daß ihre Konzeptbildungen und Identitätsmodelle immer wieder *metakritisch*, d.h. diskursanalytisch (Foucault 1998), dekonstruktivistisch (Derrida 1979), metahermeneutisch (Petzold 1994a; Petzold, Orth 1999) reflektiert werden müssen.

Durch ihre Einbindung in gesellschaftliche Prozesse sind identitätstheoretische Modelle und identitätsgerichte therapeutische Praxen – so auch die der Integrativen Therapie – beständig in Entwicklung, im Wandel, sie überschreiten sich wieder und wieder und konstituieren so eine „**transversale Identitätstheorie**“.

Eine solche Reflexionsarbeit hat dabei eine eminent politische Dimension (vgl. Straub 1991; Platta 1998; Bialas 1997; Böhme 1998; Angerer 1995; Keupp 1989; Giddens 1991; Calhoun 1994; Honneth 1990; Miller 1993; Welsch 1993; Taylor 1994; Gergen 1991, 1996; Sampson 1993; Scherr 1995), denn sie wirkt selbst wieder zurück auf das gesellschaftliche Verständnis von Identität. Identitätskonzepte müssen unter vielfältigen Perspektiven – die aufgeführte Literatur verdeutlicht dies in der Heterogenität ihres Spektrums – bearbeitet werden und diese Prozesse wissenschaftlicher *Diskurse* (Habermas 1971), fachlicher *Ko-respondenzen* (Petzold 1978c), interdisziplinärer *Polyloge* (idem 2001b) haben selbst wiederum die Qualität eines **ko-respondierenden Aushandelns in „Konsens-/Dissensprozessen“**.

Die **Ko-respondenztheorie** und **Polylogtheorie** (Petzold 1991e, 2002c) sind für das Modell des „Aushandelns von Identität“, der *identity negotiation* als lebenslangem Geschehen und damit für das Verstehen von Identitätsprozessen grundlegend.

Identität als handlungsleitendes Konzept in der modernen Psychotherapie, Musiktherapie, Supervision o. ä., kann deshalb nicht mehr – wie im psychoanalytischen Diskurs (der ohnehin das Identitätskonzept vernachlässigt) immer noch üblich (Bohleber 1997) – nur entwicklungspsychologisch, mit Zentrierung auf Frühkindheit gar, rekonstruiert werden. Es müssen die Diskurse der Sozialphilosophie, Soziologie und der Sozialpsychologie zum Identitätsthema aufgegriffen werden (Baumeister 1995; Belgard 1997; Dubar 1998; Giddens 1991; Haußer 2005; Höfer 1997; Hogg 1992; Keupp 1997, Lohauß 1995; Straub 1991; Taylor 1994). Das **Aushandeln von Identität über die Lebensspanne**, wie es im Kern der Integrativen Identitätstheorie steht (Petzold 1981g) ehe noch das Konzept der „**Identity negotiation**“ (Swann 1987; Shotter 1989) populär wurde, darum geht es bei **Identitätsarbeit** und **Identitätsprojekten** – sei es im historischen oder im interkulturellen Rahmen

(Baumeister 1987; Triandes 1989), sei es mit Blick auf therapierelevante Konzepte wie Selbstwert, Selbstkontrolle, Selbstsicherheit (Baumeister 1987, 1993; Carver, Schlier 1981; Schlenker 1980) oder sei es im Bereich der Genderfragen (Angerer 1995; Forster 1995; Gatens 1995; Kitzinger 1989; Musfeld 1994) oder der Arbeitssozialisation (Dubar 1998). Bei diesem **Aushandeln** geht es um interne und externe Prozesse („Ich mache etwas mit mir ab, ich handle etwas mit anderen aus“) als ein interaktives Wechselspiel von großer Vielfalt (Belgard 1992) und nicht um linearkausale Abläufe und lebensalterspezifische Entwicklungskonflikte, wie dies ältere Modelle der Lebenslaufperspektive (Erikson) nahelegen (vgl. auch Kohli 1977; Nunner-Winkler 1988). Heute ist eine **transversale Perspektive** angesagt (Welsch 1993; Petzold 1993d, 1998h; Tampson 1993; Berzonsky 1990), in der variable „life-styles“ (Müller, Petzold 1998) als „Identitätsstile“, als *identity styles* (idem 1993d; Berzonsky 1993) im Klima moderner Flexibilität (Sennett 1998; Cross, Markus 1991) in den Besitz genommen werden als Ausfluß von interagierenden sozialen und persönlichen *Narrationen* durch die Zeit (Petzold 1991o; Young 1979; Harré 1989; Kraus 1996) aber auch von kooperativen Arbeitsprozessen (Volmerg 1978; Dubar 1998; Strauß, Höfer 1994) – beides muß als hermeneutische und sozialkonstruktivistische bzw. *ko-konstruktive* Identitätsarbeit gesehen werden (Oerter, Noam et al. 1999). Identitätstheorie ist in Bewegung gekommen, ist in der Tat im „Übergang“ (Straub 1991). Das hat für identitätsorientierte Therapiemodelle – und als solches ist die Integrative Therapie zu sehen – Konsequenzen. Identität *als Konzept* steht selbst im Wandel, wie könnte es anders sein, wenn es in einem sich beständig wandelnden Kontext steht. Das Einleitungskapitel dieses Beitrags hat das deutlich gemacht. Ein *prozessuales Identitätsmodell*, das für den Mikro- aber auch für Makrobereiche (Petzold 1998a, 227f) Perspektiven bietet, wie mein Modell, ist für derartige Prozesse gut ausgelegt, weil der Wandel in ihm eine zentrale Konstituente ist. Moderne Modelle wie das hier vorgestellte oder das von Keupp (1989; 1997), von Berzonsky (1988, 1990, 1993), von Straus/Höfer (1997) oder von Baumeister (1995) bieten für therapeutisches und auch supervisorisches Handeln wesentliche Grundlagen, um Menschen in wandelndem Kontext/Kontinuum, in sich rasant verändernden Weltverhältnissen Hilfen zur Bewältigung von Identitätskrisen, zur Steuerung von Identitätsprozessen, zum *Navigieren im Meer sozialer Wirklichkeit* zu bieten (van Wijnen, Petzold 2003).

Die modelltheoretischen Differenzierungen moderner Identitätspsychologie – das *monolithe, linearkausale Modell* z.B. von E.H. Erikson oder das *balancierende Modell* von Habermas (1969), Krappmann (1978), Petzold (Petzold, Mathias 1983), schließlich *pluriforme Modelle* wie die „patchwork identity“ (Keupp 1989), die „transversale Identität“ (Petzold 1993d; Petzold, Sieper 1998) – bieten eine unverzichtbare Grundlage für viele Fragen der Moderne. Fragen wie die der interkulturellen Beziehungen, der Pädagogik und Bildungspolitik, der Kulturarbeit, der Therapie oder der Supervision (letztere hat besonders gravierende identitätstheoretische Defizite, van Wijnen, Petzold 2003) können ohne identitätstheoretische Überlegungen eigentlich nicht adäquat reflektiert werden. Genauso müssen die Fragen der persönlichen Kreativität, der persönlichen wirtschaftlichen Situation, der persönlichen Bildung oder der Gesundheit und Krankheit eines Individuums in den Rahmen identitätstheoretischer Überlegungen gestellt werden, Überlegungen, die in ihrem Zentrum die Erkenntnis berücksichtigen, daß **persönliche Identitätsarbeit** ohne **kollektive Arbeit an Identitätssicherung** nicht fruchten kann, weil in der Identität eines Menschen individuelle und kollektive Wirklichkeit verschränkt sind.

Das Thema „Identität“ muß unter diesen, in der vorliegenden Arbeit umrissenen Perspektiven als eines der wichtigsten moderner Psychotherapie angesehen werden und so versteht sich diese Arbeit als ein Beitrag zum gesamten Feld der Psychotherapie, Hilfeleistung und Förderung von Menschen gemäß dem Leitprinzip des Integrativen Ansatzes:

„Theorienbildung und Methodenentwicklung in der Psychotherapie und anderen Formen der psychosozialen Intervention für die Behandlung, Förderung und Unterstützung von Menschen sind ein höchst *kreatives Unterfangen* und sollten so ausgerichtet sein, daß sie dem gesamten Feld der Hilfeleistung zugute kommen können. Sie sollten nicht der Besitz einer ‘Schule’ oder Richtung sein, sondern *allen Richtungen* und damit den von ihnen behandelten und betreuten Menschen zur Verfügung stehen. Diese Zielsetzung kennzeichnet den *schulenübergreifenden* ‘Integrativen und kreativen Ansatz’, den wir in der Psychotherapie, Leibtherapie, Soziotherapie, Kreativtherapie und in Agogik und Supervision vertreten.“(Petzold 1975h).

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die Integrative Identitätstheorie vor, wie sie seit Ende der 60er Jahre von *H.G. Petzold* im Rahmen der Integrativen Therapie entwickelt wurde. Identität ist Element der Integrativen Persönlichkeitstheorie, die *Selbst, Ich, Identität* differenziert. Sie wird durch Selbst- und Fremdzuschreibungen und deren kognitiver (*appraisal*) und emotionaler (*valuation*) Bewertung in sozialen Netzwerken und sozialen Welten als Synergie kollektiver und subjektiver mentaler Repräsentationen konstituiert in fortlaufenden Prozessen des Aushandelns von Identität über die *Lebensspanne*. Diese werden als Entwicklungsprozesse gesehen und an die Konzepte und Forschungen der „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ rückgebunden. In differenzierten Identitätsprozessen des „Aushandelns“ emanzipiert sich Identität, und ist, indem sie sich wieder und wieder selbst überschreitet, als eine „transversale Identität“ zu sehen.

Summary

“Transversal Identity and Identity work. The Integrative Identity Theory as a Basis for a personality Theory and Psychotherapy grounded in developmental and socialisation theory – perspectives from “clinical social Psychology”. This text presents „Integrative Identity Theory“ as it has been developed since the end of the 60th by *H.G. Petzold* in the context of Integrative Therapy. Identity is an element within the Integrative Personality Theory in which Self, Ego, and Identity are differentiated. It is formed in a synergetic process of collective mental representations, of social attributions coming from social networks and social worlds and subjektiv mental representations, self attributions – both are submitted to cognitive appraisal and emotional valuation. Identity requires identity negotiations accross the life span and is therefore relying on concepts and research of „life span developmental psychology“. From differential identity processes of negotiating an emanzipated identiy is emerging, transzending itself again and again as a „tansversal identity“.

Key words: Identity Theory, Integrative Therapy, social representations, integrative personality theory, transversal identity

Literatur beim Verfasser